



BUNDESMINISTERIUM FÜR SOZIALE SICHERHEIT
GENERATIONEN UND KONSUMENTENSCHUTZ

4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich

Teil B: Prävention in der außerschulischen Jugendarbeit

**Im Auftrag von:
Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen
und Konsumentenschutz**

erstellt von
jugendkultur.at – Institut für Jugendkulturforschung und Kulturvermittlung
Pädagogische Hochschule Zürich
Verein Vital

Wien, 2003

Der 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich, Teil B: Prävention in der außerschulischen Jugendarbeit, wurde im Auftrag des Bundesministeriums für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Abteilung Jugendpolitik, erstellt.

Für den Inhalt verantwortlich:

Walter Kern (Pädagogische Hochschule Zürich),

Gerald Koller (Büro Vital),

Manfred Zentner (jugendkultur.at – Institut für Jugendkulturforschung)

Unter Mitarbeit von

Beate Großegger (jugendkultur.at – Institut für Jugendkulturforschung)

und

Angelika Goldmann, Christina Leucht, Sonia Marti, Nora Sells, Claudia Stegmüller, Moritz Rosenmund, Nicole Viktora, Andreas Wurscher

Kontaktadressen

Büro VITAL	jugendkultur.at – Institut für Jugendkulturforschung	Pädagogische Hochschule Zürich
Fabrikstraße 39 4400 Steyr	Bauernmarkt 6/5 1010 Wien	Rämistraße 59 8021 Zürich

Eigentümer und Herausgeber:

Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz

Sektion V

1010 Wien, Franz Josefs-Kai 51

Druck:

Hausdruckerei BMSG

Alle Rechte vorbehalten. Auszugsweise Veröffentlichungen sind mit Quellenangabe gestattet.

Inhaltsverzeichnis

Ziele und Methoden des „4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich“	5
1. Definitionen	7
1.1. Zum Begriff des Risikos	7
1.2. Zur Diskussion des Begriffs Prävention	7
1.3. Zur Unterscheidung zwischen Prävention und Gesundheitsförderung	10
1.4. Die Jugend und das Jugendalter	17
1.5. Definition der Risiko-Zielgruppen im Bereich Prävention	20
1.6. Zum Begriff außerschulische Jugendarbeit	21
2. Typologisierung präventiver Methoden	22
2.1. Eine Typologie der Präventionspraxis	22
2.2. Einstellung und Haltung der präventiv Tätigen	25
2.3. Methoden und Ansatzbündelung	31
3. Präventive Arbeit mit jugendlichen peers	33
3.1. Grundlagen	33
3.2. Funktionen von peer groups	34
3.3. Peer group education	35
3.4. Problemstellungen	36
3.5. Folgerungen	38
3.6. Ausblick	40
4. Quantitative Erhebung in der außerschulischen Jugendarbeit	41
4.1. Anlage der Untersuchung	41
4.2. Auswertung der quantitativen Erhebung	41
4.3. Interpretation der quantitativen Untersuchung	56
5. Qualitative Untersuchung: ExpertInnenworkshops	57
5.1 Workshop A: ExpertInnen der Jugendarbeit	57
5.2. Workshop B: ExpertInnen der Präventionsarbeit	69
5.3. Workshop C: ExpertInnen der Präventions- und der Jugendarbeit	78
5.4. Interpretation der Workshops	86
6. Risiko und Prävention aus der Sicht 10- bis 30jähriger Österreicherinnen und Österreicher	88
6.1. Gruppendiskussionen: Grundlegendes zur Methode	89
6.2. TeilnehmerInnenstichproben	91
6.3. Qualitative Datenerhebung	91
6.4. Auswertungsverfahren	93

6.5.	Einzelauswertung der 12 Gruppendiskussionen	94
6.6.	Zusammenfassende Interpretation	104
7.	Trends im europäischen Vergleich. Versuch einer Einschätzung	109
7.1.	Ausgangslage: Hintergrund und Ziele	109
7.2.	Methodisches Vorgehen	109
7.3.	Bildungsmaßnahmen	111
7.4.	Trends	113
7.5.	Jugendarbeit und Prävention am Beispiel ausgewählter Projekte	123
7.6.	Zu erwartende neue Entwicklungen	126
8.	Maßnahmenkatalog	127
8.1.	Strukturelle Maßnahmen	127
8.2.	Zentrale Inhalte präventiver Arbeit	130
8.3.	Methoden präventiver Arbeit	132
8.4.	Maßnahmen zur Vermittlung von Präventionsanliegen	134
8.5.	Qualifizierungsmaßnahmen	136
8.6.	Kommunikationsmaßnahmen	138
8.7.	Förderkriterien	139
9.	Literatur	140

Ziele und Methoden des „4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich“

Übergeordnetes Ziel der Untersuchung ist eine detaillierte qualitative Analyse der außerschulischen Jugendarbeit in Hinblick auf ihre präventiven Aspekte, um basierend auf den Ergebnissen der Forschung, sowohl Empfehlungen für die zukünftige Ausrichtung der Jugendarbeit als auch Maßnahmen für die Anregung von Kooperationen zwischen Jugendarbeit und Präventionsarbeit – was auch Weiterbildungsangebote umfassen soll – abzuleiten.

Im Zentrum der Untersuchung steht, ausgehend von einer Definition der Begriffe und Inhalte von Prävention, eine eingehende Analyse der außerschulischen Jugendarbeit in Hinblick auf ihre Rolle bei der Primär- und Sekundärprävention in den Bereichen Sucht, Gewalt, Schulden, AIDS/HIV, dem Beitritt zu sogenannten Sekten oder auch Essstörungen und weiteren allgemeinen Gefährdungen.

- Dabei wird primär die Frage geklärt, inwieweit Inhalte und Methoden der außerschulischen Jugendarbeit mit jenen der Präventionsarbeit ähnlich oder deckungsgleich sind.
- Neben der Erhebung der prinzipiellen Möglichkeiten, welche der außerschulischen Jugendarbeit zur Verfügung stehen, um Präventionsarbeit zu leisten, wird die Ist-Situation der präventiven Angebote der Jugendarbeit in Österreich erfasst.
- Ein weiteres Teilziel der Studie ist die Untersuchung, inwieweit die derzeitigen Inhalte und Methoden der Jugendarbeit den aktuellen internationalen Trends in der Prävention Rechnung tragen. Dazu wird ein Vergleich der Entwicklungen auf österreichischer und europäischer Ebene unternommen.
- Weiters ist die Analyse der Qualifizierungsangebote für Personen, die in der außerschulischen Jugendarbeit tätig sind, in bezug auf den Einsatz von primär- und sekundärpräventiven Methoden in der Jugendarbeit in Österreich, Inhalt des Berichts.
- Ein weiteres Teilziel ist das Aufzeigen von Möglichkeiten direkter Beteiligung und Einbeziehung der Jugendlichen selbst als Zielgruppe der Präventionsarbeit in Projekte der außerschulischen Jugendarbeit.

Um das Ausmaß der präventiven Tätigkeit der österreichischen Jugendarbeit erheben zu können, müssen sowohl die Zielgruppen der Jugendarbeit als auch die Risikogruppen,

welche die Präventionsarbeit ansprechen will, beschrieben sein. Zunächst wird im Kapitel „Definitionen“, eine Beschreibung der Ebenen präventiven Handelns gegeben. Das Kapitel „Typologisierung Methoden präventiver Methoden“ liefert Darstellungen und Kriterien, anhand derer Inhalte und Methoden der außerschulischen Jugendarbeit als präventiv einzustufen sind.

Kapitel 4 stellt anhand der Ergebnisse, die mit den aus Kapitel 1 und 2 abgeleiteten Fragestellungen quantitativ erhoben wurden, dar, inwieweit die außerschulische Jugendarbeit präventiv ist.

Im qualitativen Studienteil werden zunächst in Kapitel 5 in drei ExpertInnen-Workshops die gegenseitigen Erwartungen von Präventionsarbeit und außerschulischer Jugendarbeit in Österreich sowie mögliche Kooperationen erarbeitet. Hier kommen ExpertInnen aus Jugendarbeit und Prävention selbst zu Wort¹.

Die Einschätzungen der Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die sowohl als Zielgruppe der außerschulischen Jugendarbeit als auch der Präventionsarbeit anzusehen sind, werden in Kapitel 6 wiedergegeben.

Das Kapitel „Trends im europäischen Vergleich“ dient als Ausblick für weitere Entwicklungen der präventiven Jugendarbeit.

Kapitel 8 stellt schließlich die aus der Studie abgeleiteten Empfehlungen in Form eines Maßnahmenkatalogs dar².

Derzeit sind die Brüche, die zwischen der Theorie der Prävention und der Umsetzung derselben in der Praxis bestehen, nur mangelhaft untersucht. Dieser Bericht bildet einen Baustein in der Überprüfung der Anwendbarkeit vorhandener Präventionskonzepte in der außerschulischen Jugendarbeit. Er kann und soll jedoch nicht die Evidenz oder Wirksamkeit des Vorgehens oder der Interventionen anhand der jeweiligen Konzepte in der Praxis überprüfen.

¹ Dabei gilt: ExpertInnen der außerschulischen Jugendarbeit resp. Präventionsarbeit sind fachlich qualifizierte MitarbeiterInnen von Einrichtungen oder freiberuflich Tätige, die nach den – im jeweiligen Handlungsfeld – approbierten Qualitätskriterien, aufgrund einer anerkannten Grundausbildung, sowie langjähriger Tätigkeit im praktischen und wissenschaftlichen oder reflektiven Bereich tätig sind.

² Für den gesamten Bericht gilt, männliche bzw. weibliche Begriffe stehen im Sinne einer partnerschaftlichen Sprache stets für jeweils beide Geschlechter.

1. Definitionen

Walter Kern, Gerald Koller

1.1. Zum Begriff des Risikos

Um Inhalte und Methoden der Jugendarbeit auf ihre Relevanz in bezug auf Prävention zu überprüfen, bedarf es zunächst einer Definition der Begriffe Risiko, der Bereiche der Prävention und einer Abgrenzung zum Begriff Gesundheitsförderung.

Prävention¹ als Konzept setzt voraus, dass identifizierte Risiken vermindert, wenn nicht verhindert werden sollen. Dies entweder im Vorfeld der Gefährdung oder beim Vorliegen erster akuter Zeichen einer Schädigung gesundheitlicher oder sozialer Art.

Der Risikobegriff kann als statistische Abweichung von einer Norm verstanden werden, beispielsweise „täglich regelmäßiger Konsum von Alkohol bei 13jährigen Mädchen führt zu einem signifikant stark erhöhten Risiko innerhalb weniger Jahre alkoholkrank zu werden“.

Oder der Begriff kann als Normverletzung im Sinne eines gesellschaftlich unerwünschten Verhaltens verstanden werden, beispielsweise „Alkoholkonsum im Straßenverkehr führt zu erhöhtem Unfallrisiko“.

Von besonderer Bedeutung ist der Begriff der Risikooptimierung. Ein gesunder Mensch ist im Allgemeinen in der Lage, sich Risiken auszusetzen und mit diesen adäquat umzugehen. Diese Risikokompetenz wirkt dann als eigentlicher Schutzfaktor.

Es kann also auch Sache der Prävention sein, in einem geschützten Rahmen, Menschen den Umgang mit Risiken austesten und einüben zu lassen.

1.2. Zur Diskussion des Begriffs Prävention

Was unter Vorbeugung oder Prävention zu verstehen ist, wird immer wieder kontrovers diskutiert. Wissenschaftlich² unumstritten ist, dass Prävention jeden denkbaren Eingriff, von Vorbeugung und früher Intervention bis zu therapeutischen Interventionen und Rückfallsverhütung umfasst.

Diskutiert wird die Abgrenzung oder der Bereichsumfang des Begriffes. In der heutigen Praxis der Prävention ist es weitgehend Konsens, Prävention in die von Caplan³ 1964 eingeführten Bereiche Primär-, Sekundär- und Tertiärprävention zu gliedern. Die primäre

¹ lat. praevenire, zuvorkommen

² Uhl/Springer: Professionelle Suchtprävention in Österreich: Leitbildentwicklung der österreichischen Fachstellen für Suchtprävention, S. 22. Wien: Bundesministerium für soziale Sicherheit und Generationen, 2002.

Prävention soll das Auftreten, die sekundäre Prävention die Weiterentwicklung und die tertiäre Prävention die Folgen von Fehlentwicklungen oder unerwünschtem Verhalten verhindern. Die Unterscheidung in die drei Bereiche wird in der Literatur⁴ diskutiert und dort häufig als nicht hilfreich beschrieben. Kritisch angemerkt wird, dass sich sowohl primäre als auch tertiäre Prävention sehr stark auf die sekundäre Prävention beziehen. Das heißt primäre und tertiäre Prävention sind ohne Bezug auf die sekundäre Prävention nur schwer vorstellbar. Das im Vorfeld oder im Nachhinein zu bearbeitende Risiko wird fast zwangsläufig als eingetretenes Risiko gedacht. Demgegenüber kann man betonen, dass die drei Vorbeugungsmaßnahmen sich nicht nur chronologisch (vor, während, nach) in ihrer präventiven Funktion unterscheiden, sondern auch funktional so verschieden sind, dass ein einzelner Begriff den Unterschieden nicht gerecht wird. Es hat sich die Begrifflichkeit durch ihre Übernahme durch die Weltgesundheitsorganisation (WHO)⁵ so verfestigt, dass man sie weiterhin verwenden muss.

Die tertiäre Prävention ist nicht Thema dieses Berichtes. Es wird darauf nicht weiter eingegangen. Die Begriffe Primär- und Sekundärprävention werden im vorliegenden Bericht, wo sinnvoll und in der Praxis gebräuchlich, verwendet. Sonst wird der allgemeine Begriff Prävention verwendet, der in der Praxis – mit Ausnahme der Suchtprävention – zunehmend Aspekte beider Begriffe enthält.

Der Begriff Prävention beinhaltet stets ein Interventionsfeld – mit bezeichneten Gruppen mit zugeordneten Risiken sowie Settings (Jugendeinrichtung, Familie, Schule, etc) – und die Festlegung eines Handlungssystems mit definierten Methoden und Zielsetzungen (beispielsweise: Abstinenz oder Abnahme von Gewaltvorfällen).

Weitere Voraussetzung für Entwicklung und Umsetzung von Prävention ist eine Berücksichtigung zentraler Dimensionen, die Bedingungen für Veränderung darstellen. Hilfreich erweist sich dabei die von Rosenbrock⁶ beschriebene Einteilung in Aufgreifkriterien, Interventionskonzepten, Interventionstypen und Interventionszielen.

Die Tabelle, von Rosenbrock für die Unterscheidung von Prävention und Gesundheitsförderung gedacht, wurde in ihrem Aufbau für die Bedürfnisse der vorliegenden Studie angepasst.

³ Caplan: Principles of preventive psychiatry, New York, 1964.

⁴ Seubert (1998).

⁵ Weltgesundheitsorganisation (1994): Lexicon of Alcohol and Drug Terms. Geneva 1994.

⁶ Rosenbrock: Das Gesundheitswesen, 3. März 1995, (WZB) 115 –142.

1.2.1. Primärprävention und Sekundärprävention: Interventionslogik

	Primärprävention	Sekundärprävention
Aufgreifkriterium	Orientierung an präventiven Potenzialen ⁷ , kollektive Risiken, epidemiologische Daten	Orientierung an eingetretenen Risiken
Interventionskonzept	individuelle, aber eher kollektive Gefahrenabwehr. Fördern unterstützen der Milieus (Familie, Schule etc.)	kollektive, aber eher individuelle Gefahrenabwehr-Bewältigung Bereitstellen von Angeboten
Interventionstyp	Stärkung von Schutzfaktoren / Minderung von Risikofaktoren / Lifestyle / strukturelle Maßnahmen	Normen (v.a. Grenzwerte), Wissen – Einstellung – Verhalten – Beratung „Behandlung“
Interventionsziel	Autonomieförderung (Enabling / Empowerment)	Kompensation von Defiziten

Primärprävention

Primärprävention richtet sich an Gruppen, ganze Gesellschaften oder Individuen, aber unter notwendigem Einbezug eines Settings oder Umweltsystems.

Primärprävention will der Entstehung von Störungen, Fehlverhalten bzw. Krankheitsentwicklungen zuvorkommen. Die Primärprävention umfasst lebensstilbezogene Maßnahmen (Beeinflussung von Verhältnissen und Verhalten) für Merkmalsträger (von möglichen Risiken) zur Risikoreduktion oder Stärkung von Schutzfaktoren vor dem Eintreten einer Störung. Ihre Perspektive ist langfristig, und sie setzt in einer möglichst frühen Lebensphase ein.

Sekundärprävention

Bei diesem Ansatz ist immer das Individuum in seinem Risikoverhalten im Blickpunkt. Die Sekundärprävention befasst sich mit der möglichst frühzeitigen Erfassung von bereits vorliegenden Symptomen, Problemen und Spannungszuständen, die zu Störungen resp. Krankheiten führen können. Sie setzt in gesundheits- bzw. sozialgefährdenden Situationen an und versucht, diese Gefährdung abzuwenden.

Die Sekundärprävention (Früherkennung) versucht –mittels gezieltem Suchprozess – die Anzeichen für Probleme und „Normabweichungen“ bei einzelnen Menschen und Gruppen zu finden, welche eine sinnvolle Intervention ermöglichen. Sekundärprävention wendet

⁷ Präventive Potenziale können beispielsweise peer groups oder gute strukturelle Voraussetzungen in der Jugendarbeit sein

sich an Personen und Gruppen mit hohem Gefährdungspotenzial, um eine (weitere) Fehlentwicklung zu verhindern und die Betroffenen bei der Gestaltung konstruktiverer Lebensweisen zu unterstützen.

Sekundärprävention (Kuration) orientiert sich an einem korrektiven Ansatz und bedient sich ihrer Methodik vorwiegend des biopsychosozialen Modells⁸.

Tertiärprävention

Die Tertiärprävention will Folgestörungen bestehender Krankheiten und Probleme verhindern und Rückfällen vorbeugen. Hierzu gehören Maßnahmen der Rehabilitation und der sozialen Wiedereingliederung.

In diesem Bericht werden Begriff, Methode und Inhalte von Prävention beschrieben. Prävention wird im allgemeinen Sprachgebrauch häufig nur mit Sucht assoziiert. Im vorliegenden Text soll Prävention in den Problemfelder von Abhängigkeiten (Drogen, Glücksspiele, sogenannte Sekten), Gewalt durch Jugendliche, HIV-Infektion, Suizid, finanzieller Verschuldung sowie Essstörungen bei Jugendlichen thematisiert werden. Zu erwähnen ist, dass die moderne Prävention sich vielfach der Methoden und Interventionsansätze der „Gesundheitsförderung“ bedient.

Gesundheitsförderung ist nicht Inhalt der vorliegenden Arbeit, deshalb wird so weit als sinnvoll Prävention von der Gesundheitsförderung abgegrenzt.

1.3. Zur Unterscheidung zwischen Prävention und Gesundheitsförderung

Der häufig vertretene Ansatz, Prävention sei Teil der allgemeinen Gesundheitsförderung, ist ungenau und missverständlich. Wir versuchen daher im Folgenden aufzuzeigen, wie verschieden die der Prävention und der Gesundheitsförderung zu Grunde liegenden Modelle sind.

Prävention, die sich im Laufe der letzten dreißig Jahre zu einem interdisziplinären Fach entwickelt hat, wurzelt in der klassischen Medizin. Sie soll, einer pathogenen Entwicklung wie Aids, Sucht oder Gewalt vorbeugen.

Die Gesundheitsförderung beruht hingegen auf dem von Antonovsky⁹ entwickelten salutogenetischen Modell, welches sich mit den Bedingungen von Gesundheit – ohne

⁸ Engel: Die Notwendigkeit eines neuen medizinischen Modells: Eine Herausforderung der Biomedizin. In: Keupp (Hrsg.): Normalität und Abweichung, München – Wien – Baltimore, 1979. S. 63-85.

Bezug zu einem determinierenden, pathogenetischen Entwicklungsgefüge – beschäftigt. Antonovsky wollte wissen, warum Menschen trotz stetiger gesundheitsgefährdender Einflüsse nicht krank werden oder sich von Erkrankungen wieder erholen. Damit kehrte er die Fragestellung des biomedizinischen Modells, welches sich ausschließlich auf die krankheitsverursachenden Risikofaktoren konzentriert, um.

Die Verschiedenheit der konstruktivistischen Herangehensweise lässt sich am Klaviermodell, einem Modell zur Verdeutlichung gesundheitsförderlichen Handelns, zeigen: Das Klaviermodell geht davon aus, dass Menschen für die befriedigende Gestaltung ihres Lebens wie auch für die Bewältigung von Problem- und Krisensituationen verschiedene Kompetenzen brauchen, die in ihrem Verhaltenskanon integriert sind. Die Tastatur stellt symbolhaft Lösungsmöglichkeiten dar, die gewählt werden können – unabhängig davon, ob sie gesellschaftlich gefördert, toleriert oder geächtet sind (joggen, lesen, ein Gespräch, professionelle Hilfe, Gewalt, Regression, Gebet, Besäufnis). Während nun im pathogenetischen Ansatz die Aufmerksamkeit auf den risikohaften Tasten „Gewalt“ oder „Besäufnis“ liegen würde – die somit als Risikofaktoren bereits präventiv vor ihrem Auftauchen bekämpft werden müssen – nimmt die Salutogenese die Vielzahl der Handlungsmöglichkeiten wahr und versucht diese als protektive Faktoren zu fördern. Sie geht davon aus, dass risikohaftes Verhalten in um so geringerer Häufigkeit auftritt (bzw. auch dann, wenn es auftritt, weniger Schaden nach sich zieht), wenn das Individuum ein möglichst breites Kompendium an Verhaltensmöglichkeiten zur Wahl hat und diese auch abwechselnd nutzt.

Blickt somit Pathogenese vertikal in die Tiefe und versucht, die Wurzeln des Risikos festzumachen, nimmt Salutogenese horizontal die verschiedenen alternativen Möglichkeiten wahr und wird in ihrem Handeln sich vertikal nach oben bewegen, um eine Erweiterung und Stabilisierung dieser Handlungsmöglichkeiten zu erreichen.

1.3.1. Geschichtliche Entwicklung

Das biomedizinische Modell

Für das heute in der westlichen Welt vorherrschende biomedizinische Krankheitsmodell ist die Molekularbiologie die wissenschaftliche Grundlagendisziplin. Krankheit wird im biomedizinischen Modell als Abweichung messbarer biologischer Variablen von der Norm betrachtet. Soziale und psychologische Faktoren von Krankheit werden in diesem Modell

⁹ Antonovsky, A. Unraveling The Mystery of Health – How People Manage Stress and Stay Well, London, 1988

– sofern sie überhaupt berücksichtigt werden – auf der Basis gestörter somatischer (biochemischer und neurophysiologischer) Prozesse erklärt. Konsequenterweise bleibt bei diesem Ansatz das Seelische vom Körperlichen grundsätzlich getrennt.

Das biomedizinische Modell wurde von Naturwissenschaftlern zur Krankheitserforschung entworfen. Als solches ist es ein wissenschaftliches Modell, welches auf einem Satz von Annahmen und Verfahrensweisen beruht und einen verbindlichen Entwurf für die Forschung darstellt. Tatsache ist jedoch, dass die Biomedizin in der modernen westlichen Gesellschaft nicht nur eine Basis für wissenschaftliche Erkenntnisse ist, sondern auch die kulturspezifische Sichtweise von Krankheit prägt. Sie hat inzwischen den Status eines Dogmas erworben.

Theoretisch wird ein wissenschaftliches Modell dann aufgegeben, wenn es nicht mehr alle Daten und Fakten angemessen erklären kann. Ein Dogma erfordert jedoch, dass unstimmgige Daten dem Modell angepasst oder ausgeschlossen werden. Es kann daher auch von gewissen relevanten Fragen abhalten, wenn diese sich nicht mit den Methoden des vorherrschenden Modells lösen lassen.

Das biomedizinische Modell hat mit seinem Erfolg alle Erwartungen übertroffen; es hat aber auch in eine Sackgasse geführt. So verfügt die wissenschaftliche Medizin beispielsweise über keinen wissenschaftlich fundierten Gesundheitsbegriff und folglich über keinen gesundheitstheoretischen Erklärungsansatz.

Das biopsychosoziale Modell – Grundlage der Prävention

In den 70er Jahren wurde das biomedizinische Modell um psychosoziale Faktoren erweitert¹⁰. Doch auch dieses biopsychosoziale Modell beschäftigt sich weiterhin mit den Risikofaktoren von Krankheiten.

Das Schwergewicht des Verstehens liegt also immer noch auf dem Fokus Krankheit.

Dimensionen positiver Gesundheit wie Befindlichkeit, Funktionsfähigkeit und (gesundheitliche) Lebensqualität sind erst in den letzten zwanzig Jahren ins Blickfeld der Forschung gerückt. Diese Blickwinkelverschiebung ist stark verbunden mit der Entwicklung von Theorien, die den Organismus als lebendiges, informationsverarbeitendes System verstehen.

Die klinische Psychologie ergänzt diese Modelle mit dem Postulat der vielen Gesundheit, genauer der vielen Befindlichkeitsdimensionen wie Zufriedenheit mit dem

¹⁰ Engel: Die Notwendigkeit eines neuen medizinischen Modells: Eine Herausforderung der Biomedizin. In: Keupp (Hrsg.): Normalität und Abweichung, München, 1979. S. 63-85.

Körperzustand, Gefühl von Ruhe und Muße, Vitalität und Lebensfreude, Genussfreude und Lustempfinden. Diese Befindlichkeitsdimensionen sind verbunden mit der Qualität der Partnerschaften, mit Anregung und Geselligkeit, Entspannung und Rückzug sowie Genuss. Die Sozialpsychologie erweitert das Feld durch Modelle der Risikoforschung.

Die Zunahme der sozialepidemiologischen Gesundheitsforschung hat zu einer Aufweichung der Definitionsvormacht der medizinischen Wissenschaft in bezug auf Gesundheit und Krankheit geführt. Die seit einigen Jahren in den USA und in Europa zu beobachtende Public-Health-Renaissance spiegelt gesundheitstheoretische Rahmenvorstellungen wider, die in ihrem Kern weitgehend soziologisch beziehungsweise sozialwissenschaftlich fundiert sind.

Die gewonnenen Erkenntnisse haben dazu beigetragen, dass die WHO vermehrt auf Programme setzt, die in „settings“ – wie Städten, Gemeinden, Schulen, Krankenhäusern und Betrieben – wirken, in denen Gesundheit gefördert, aber auch gefährdet wird. So stellt zum Beispiel Arbeit nicht nur ein potentiell Krankheitsrisiko dar, sondern bietet unter bestimmten Umständen auch Ressourcen für die physische, psychische und soziale Gesundheit.

Das salutogenetische Modell von Antonovsky – Grundlage der Gesundheitsförderung Aaron Antonovsky (1923-1994), ein israelischer Soziologe, stieß bei der Analyse von Daten über die Auswirkungen der Wechseljahre bei Frauen in Israel einen ihm anfänglich unerklärlichen Befund¹¹. Die zentrale Frage Antonovskys ist, warum Menschen trotz vielfältiger und allgegenwärtiger Risiken und Stressoren in der Regel gesund bleiben.

Das Modell nennt als Bedingungen dafür allgemeine Widerstandsressourcen (generalized resistance resources) wie materielle Güter, Wissen, Bewältigungsfähigkeiten, Selbstwertgefühl und soziale Bindungen. Diese Puffer sind wirksam gegen Stressbelastungen. Sie sind jedoch keineswegs hinreichend für die Verbesserung oder Erhaltung der Position eines Menschen auf dem Gesundheits-Krankheits-Kontinuum, welches er der dichotomen Vorstellung von Gesundheit und Krankheit gegenüberstellt. Entscheidend im salutogenetischen Modell ist vielmehr eine umfassende psychosoziale Orientierung, die Antonovsky das Kohärenzgefühl (sense of coherence/SOC) nannte.

¹¹ Einige der untersuchten Frauen waren Überlebende der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Wie erwartet zeigte sich, dass Frauen, die den Holocaust überlebt hatten, häufiger Beschwerden erwähnten. Nur 29% von ihnen – gegenüber 51% der übrigen Frauen – wählten sich bei guter Gesundheit. Antonovsky richtete nun sein Augenmerk auf die ihn überraschende Tatsache, dass 29% der Überlebenden sich emotional (und physisch) recht wohl fühlten. Dies führte ihn zu einem Konzept von Gesundheit, welches später als salutogenetisches

Dieses ermöglicht erst die Mobilisierung und wirksame Koordinierung der Widerstandsressourcen. Das Kohärenzgefühl setzt sich aus drei Komponenten zusammen: Der Verstehbarkeit (sense of comprehensibility), der Handhabbarkeit (sense of manageability) und der Bedeutsamkeit oder Sinnhaftigkeit (sense of meaningfulness).

Die Verstehbarkeit wird als Fähigkeit definiert, Reize (Stimuli) der inneren und äußeren Welt als erklärbar und nicht als willkürlich oder unerklärlich zu erfahren. Die Handhabbarkeit beschreibt die Überzeugung einer Person, über genügend personale und soziale Ressourcen zu verfügen, um den Anforderungen zu begegnen, die durch Reize ausgelöst werden. Die Bedeutsamkeit erachtet Antonovsky als die wichtigste Komponente. Sie beschreibt die Fähigkeit, das Leben emotional als sinnvoll zu empfinden.

Bis heute widerlegen die Ergebnisse der vorliegenden Studien das salutogenetische Modell nicht. Sein Ansatz, der sich vom pathogenetischen Modell klar unterscheidet, erlaubte neue, wirklich gesundheitsfördernde Programme zu entwickeln und einzuleiten.

Konsequenzen für die Prävention

Um Effizienz und Nachhaltigkeit zu gewährleisten, stellt sich nicht die Frage, welche der Strategien besser ist, sondern jene nach dem richtigen, also situativ stimmigen Einsatz. So haben präventive Interventionen dort ihre Berechtigung, wo es gilt, einem unmittelbar oder mittelbar wahrnehmbaren Risiko vorzubeugen (Sekundärprävention). Handelt es sich jedoch um primärpräventive Arbeit, so ist die Förderung salutogener Ressourcen und nicht die Vermeidung späterer möglicher Risiken das primäre Ziel.

Jede Prävention erhält aber ihre Berechtigung gerade dadurch, dass einem definierten gesellschaftlichen Übel vorgebeugt werden soll. Die zu verhindernde Problematik ist Hintergrund präventiver Bemühungen und wird je nach Aktualität zu ihrem Fokus. Prävention, wie sie sich heute darstellt, ist also sehr undifferenziert, weil sie sich in der Grauzone zwischen Salutogenese und Pathogenese befindet – und somit jeder Ansatz beanspruchen darf, präventiv zu sein. Das verhindert innerhalb der verschiedenen Präventionsbereiche die Entwicklung klarer Qualitätskriterien – und erschwert auch den Dialog zwischen den verschiedenen Präventionsbereichen. Prävention ist somit die „Gelbphase“ zwischen dem Krankheitsbewusstsein des 19. Jahrhunderts und dem

Modell bekannt wurde. Vgl. Antonovsky, A. Unraveling The Mystery of Health – How People Manage Stress and Stay Well, London, 1988

salutogenen Gesundheitsbewusstsein, das sich seit den 70er Jahren zu etablieren versucht, wie das folgende „Ampelmodell“ darzustellen versucht:

1.3.2. Von der Krankheitsvermeidung zum Gesundheitsbewusstsein

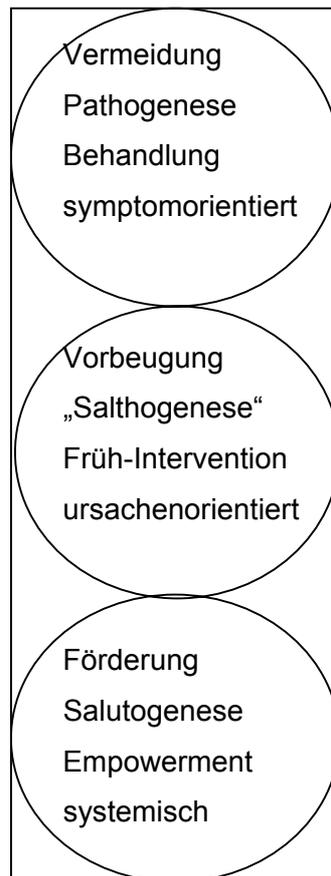
biomedizinisch:

Richtung:

Grundlage:

Arbeitsweise:

Sichtweise:



KRANKHEITSBEWUSSTSEIN

PRÄVENTIVES BEWUSSTSEIN

GESUNDHEITSBEWUSSTSEIN

(Koller, 1999)

Eine Differenzierung zwischen Prävention und Gesundheitsförderung ist somit notwendig – auch im Sinne einer Klarstellung welche Dienste jeweils der eine Handlungsansatz dem anderen leisten kann.

1.3.3. Konsequenzen für die Jugendarbeit

Die in der Jugendarbeit Tätigen bedürfen vermehrter Information und Qualifizierung, um die in ihrem Handlungsfeld vorhandenen Ressourcen als gesundheitsförderndes Setting nützen und (selbst-)bewusst einsetzen zu können.

Die folgende Definition von Gesundheitsentwicklung¹² als Entwicklung umfassender physischer, psychischer, sozialer, kultureller, ökonomischer und ökologischer Gesundheit macht die Nähe zu Grundzielen der Jugendarbeit deutlich:

„Gesundheitsentwicklung möchte die Ressourcen von Menschen und Gesellschaft dahingehend fördern,

- dass Menschen eigenverantwortlich ihr Leben gestalten,
- sich mit den inneren und äußeren Bedingungen von körperlicher, seelischer und sozialer Gesundheit auseinandersetzen,
- und somit persönliche Entwicklungen erfahren und gesellschaftliche Entwicklungen forcieren. (GESUNDHEITSBILDUNG)
- dass gesellschaftliche Strukturen die ökonomischen, sozialen, ökologischen, kulturellen und politischen Bedingungen hierfür schaffen. (ORGANISATIONSENTWICKLUNG)“

Gesundheitsentwicklung versucht also, keine mechanistische Ursachen-Wirkungs-Linearität zu befolgen, sondern setzt auf systemische Prozesse. Ihre Zielrichtung ist die Förderung von individuellen und strukturellen Ressourcen als protektive Faktoren.

Welche Strategien an Empowerment zur Stärkung protektiver Faktoren verfolgt die Gesundheitsentwicklung in der Jugendarbeit? Auf individuellem Gebiet sind es Stärkung des Selbstwerts, Erhöhung der sozialen Kompetenz und der Kommunikationsfähigkeit sowie Anteilnahme an politischen Prozessen im Umfeld des Menschen.

Auf struktureller Ebene bedeutet Empowerment die Neuredaktion einer gesellschaftlichen Grundübereinkunft: Die Bildung sozialer Netze in Familie, Institutionen, Gemeinden, Stadtteilen und Regionen sowie die Einforderung und Entwicklung von gesundheitsfördernden Rahmenbedingungen in den Einrichtungen, in denen Menschen ihr Leben verbringen.

Dieser umfassende Prozess braucht Partner in allen Bereichen der Gesellschaft und lädt Jugendarbeit ein, ihre vielfältigen alltagsnahen Ressourcen einzubringen.

¹² Koller / Wögerbauer: Leben in Bewegung. Grundlagenkonzept zur Gesundheitsförderung in Österreich, 1995. Diese Definition bezieht die Beschreibung von health promotion aus der „Ottawa Charter for health promotion“ vom 21. November 1986 der WHO ein. Vgl. auch Pelikan, Jürgen: Gesundheitsförderung durch Organisationsentwicklung, Weinheim und München, 1993.

1.4. Die Jugend und das Jugendalter

Damit Zielgruppen von Prävention beschrieben werden können, soll im Folgenden das Besondere und Einzigartige des Jugendalters kurz herausgearbeitet werden. Für die Belange der Prävention ist es hilfreich, „Jugend“ in die Phasen „Kids“, „Jugendliche“ und „Junge Erwachsene“ zu gliedern.

Bis vor einigen Jahren war man sich weitgehend einig, die Altersgruppe der 14- bis 19jährigen als die „Jugend“ zu bezeichnen. Seit den 50er Jahren hat allerdings eine Ausweitung des Begriffs Jugend stattgefunden. Man hat sich darauf verständigt, die Gruppe der 10- bis 29jährigen als „Jugendliche“ anzusehen. Dabei wird allerdings eine innere Differenzierung vorgenommen:

- „Kids“: die 10- bis 14jährigen
- „Jugendliche“: die 15- bis 18jährigen
- „Junge Erwachsene“: die 19- bis 29jährigen

Eisenstadt¹³ identifiziert die Jugendphase als das biographische Stadium, in welchem der Wechsel von Orientierungshorizonten, von zugeschriebenen, partikularistischen (z.B. Familie), diffusen und kollektiv-solidarischen Beziehungen zu universalistischen (auf Leistung ausgerichtet) und individualistischen Orientierungen zu vollziehen ist. Ein solcher Wechsel von Orientierungshorizonten ist mit Belastungen und Spannungen (und damit Risiken) für das Individuum verbunden.

Zum weiteren Verständnis der „Risikogruppe“ der „Kids“ und der „Jugendlichen“ helfen die psychologischen Konzepte der Pubertät und der Adoleszenz.

Das Spannungsfeld, in dem sich die sich vergrößernde Gruppe der „Jungen Erwachsenen“ befindet, beschreibt das soziologische Konstrukt der Statuspassage.

1.4.1. Pubertät – als Risiko der „Kids“

In der Phase von 10 bis 14 Jahren, wobei die Altersgrenze der biologischen Pubertät immer noch sinkt, erfolgt der Übergang vom Kind zum Jugendlichen. Er ist gekennzeichnet von einer zunehmenden Emanzipation von der Familie als wichtigster Sozialisationsinstanz. Die Gruppe der Gleichaltrigen (peers) gewinnt wachsende Bedeutung. Der Abschied von der eigentlichen Kindheit mit dem Beginn einer Absetzung von der Kernfamilie erzeugt Spannung. Spannungen, denen unter anderem durch Fluchtbewegungen wie Suchtmittelkonsum oder Delinquenz begegnet werden kann. Es

¹³ Eisenstadt zit. nach: Buchmann, Marlis: Konformität und Abweichung im Jugendalter, Zürich, 1985, S. 61.

sind in dieser Phase eine Reihe von Entwicklungsaufgaben zu lösen, deren Bewältigung jeweils mit Krisen und Risiken verbunden sind, und die sich in vier große Entwicklungsbereiche gliedern lassen¹⁴:

- Entwicklung einer intellektuellen und sozialen Kompetenz um selbstverantwortlich Qualifikationsaufgaben nachzukommen
- Entwicklung einer eigenen Geschlechtsrolle
- Entwicklung eines eigenständigen Nutzungsmusters des Konsumwaren- und Freizeitmarktes
- Entwicklung eines Werte- und Normensystems

1.4.2. Adoleszenz – als Risiko der „Jugendlichen“

Dieser Lebensabschnitt wird auch postpubertäre Phase genannt. Für „Jugendliche“ stellt der Freundeskreis die wichtigste Bezugsgruppe dar; Jugendszenen und jugendkulturelle Strömungen sind in diesem Altersbereich am interessantesten. In diese Lebensphase fällt auch der Abschluß der primären Ausbildung. Des Weiteren kommt es in dieser Lebensphase zu den ersten Paarbeziehungen. Die Spannungen, die in der Pubertät ihren Anfang gefunden haben, werden akzentuiert und häufig durch den Druck, sich für einen Erstberuf oder ein Studium, eine Freundin, einen Freund zu entscheiden, verschärft. Besonders risikobehaftet macht die Adoleszenz, neben den in erster Linie sozialen Entwicklungsaufgaben, auch die beginnende juristische Selbstverantwortlichkeit, die an bestimmte Altersstufen, jedoch nicht an intellektuelle oder soziale Reife geknüpft ist (sein muss). Neue Rechte und Pflichten innerhalb der Gesellschaft und dem Rechtssystem müssen übernommen und erfüllt werden¹⁵.

1.4.3. Statuspassage im Übergang zum Erwachsenenendasein als Risiko der „Jungen Erwachsenen“

Hilfreich für das Verständnis vieler Prozesse in dieser Phase erweist sich das soziologische Konzept einer Statuspassage¹⁶ – einem Zeitraum, in dem der junge Mensch seinen Platz in der Gesellschaft mit Stimmrecht, „stabiler“ Partnerschaft und „stabiler“

¹⁴ Vgl. Hurrelmann, Klaus: Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung, Weinheim und München, 1999, S. 33f

¹⁵ So ist in Österreich der Konsum bestimmter alkoholhaltiger Getränke ab dem 16. Lebensjahr ebenso gestattet wie Nikotinkonsum; die Möglichkeit zur aktiven Teilnahme am motorisierten Straßenverkehr fällt ebenso in diese Lebensphase, wie (in einigen Bundesländern) kommunales Wahlrecht oder geänderte arbeitsrechtliche Rahmenbedingungen durch den Beginn einer Lehrausbildung.

¹⁶ Buchmann, Marlis: Konformität und Abweichung im Jugendalter, Zürich, 1985, S. 60-64

Arbeit zu finden hat. Diese Lebensphase hat immer schon zur Entwicklung des Erwachsenenlebens gehört. Heute finden wir allerdings eine Akzentuierung der mit dieser Phase verbundenen Probleme und gleichzeitig eine Verschiebung der Entwicklung in ein höheres Lebensalter. Somit verbleiben „Jugendliche“ über lange Zeit unter der Spannung einer Erwartung von außen in einer Statusunvollständigkeit

Diese Statuspassage als risikoreich anzusehen, ist in der Soziologie ein neues Phänomen. Die zunehmende Verunsicherung in der Gruppe der jungen Erwachsenen in bezug auf ihre Lebensplanung im Spannungsfeld der gesellschaftlichen Erwartungen wurde erstmals 2001 mit dem Namen „Quarterlife Crisis“¹⁷ etikettiert.

1.4.4. Das Umfeld von Jugendlichen – Wo Jugendliche sich bewegen

Eine Reihe von Studien haben Mitglieder von Jugendgruppen in Hinblick auf ihre sozialen Aktivitäten untersucht (Konsum, Mode, Sexualverhalten, abweichendes Verhalten). Andere Studien¹⁸ über die Gesundheit Jugendlicher haben sich vor allem mit deren Mortalitäts- und Morbiditätsraten im Vergleich zur Gesamtbevölkerung beschäftigt sowie mit den gruppenspezifischen Problemen in bezug auf Verkehrsunfälle, Rauchen, Drogenmissbrauch, Teenager-Schwangerschaften und Jugendkriminalität.

Gruppen bilden Orte, in denen Grenzen erfahren und überschritten werden. In Gruppen werden Alkohol und Drogen konsumiert, Sexualkontakte geknüpft und Gefühle von Macht und Einfluss erfahren. Alles das sind motivierende Faktoren für Jugendliche, den Verbund in Gruppen zu suchen. Gruppen bilden aber auch Lernorte, in denen Jugendliche sich die Strategien erwerben, um mit den erwähnten möglichen Risiken umzugehen.

Weiters ist davon auszugehen, dass die unterschiedlichen Lebensstile Jugendlicher, die mit jugendkulturellen Szenen¹⁹ verbunden sind, Einfluss auf das Verhalten der jungen Menschen haben. Daher stellen Szenen und Jugendkulturen unter Umständen Rahmenbedingungen und Vorgaben für bestimmten problematischen Drogenkonsum, für

¹⁷ Robbins/Wilner: Quarterlife Crisis. The unique challenges of life in your twenties, New York, 2001.

¹⁸ Vgl. Europäische Länderstudien: Gesundheit von Schweizer Jugendlichen, Im Auftrag der WHO, SFA Lausanne, 2002 (noch nicht veröffentlicht).

¹⁹ Szenen sind Gesellungsformen Jugendlicher, die sich nicht aufgrund gemeinsamer Lebenslagen oder Standesinteressen der daran Partizipierenden konstituieren, einen signifikant geringen Verbindlichkeitsgrad und Verpflichtungscharakter aufweisen, nicht a priori selektiv und exkludierend strukturiert und auf exklusive Teilhabe hin angelegt sind, aber gleichwohl als thematisch fokussierte, vergemeinschaftende (d.h.: auf Zugehörigkeitsgefühlen und Wir-Bewusstsein basierende) und symbolisch ‚markierte‘ Erlebnis- und Selbststilierungs-‘Räume‘ fungieren.(zit. nach Hitzler: Vortragsmanuskript zum „Infotag Jugend“, 21. Mai 2003, Wien.)

problematische Verhaltensweisen und Ähnliches, was allgemein als Gefährdung angesehen wird.

1.4.5. Das Orientierungsmuster von Jugendlichen

Die beobachtbaren Veränderungen in der Gesamtgesellschaft zu weniger Verbindlichkeit, zur Bedeutungsabnahme von Identifikationsfiguren, zur Abnahme von Brennpunkten der gemeinsamen Aufmerksamkeit, zur Entwertung einmal erreichter Berufs- und Studienabschlüsse, treten bei Jugendlichen noch verschärfter auf. Perspektiven zu entwickeln, Lebensplanung zu betreiben, wird – in Zeiten von multifaktorieller Verunsicherung (beispielsweise Globalisierung, steigende Arbeitslosigkeit, wachsende Gefährdung der Umwelt) – für viele Menschen zunehmend schwierig.

1.5. Definition der Risiko-Zielgruppen* im Bereich Prävention

Prävention ‚konstruiert‘ sich ihre unmittelbaren Adressaten – die Risikogruppen – anhand bestimmter psychosozialer bzw. medizinisch-biologischer Merkmale, deren Träger die Individuen selbst oder aber deren nähere und weitere Lebenskontexte sein können. Oft aber braucht es, damit sich überhaupt eine Risikogruppe bilden kann, Aspekte der Verfügbarkeit, wie beispielsweise Erhältlichkeit von Genuss- und Suchtmitteln.

Um Zielgruppen beschreiben zu können, muss eine weitere Differenzierung durch die Einbeziehung des Faktors „Lebenswelt“ oder des „Normenkontextes“ eingeführt werden.

Die Risikogruppen, aber auch weiter gefasste Zielgruppen von Primärprävention, sind im Kontext zu betrachten. Bedingung bei der Auswahl der Zielgruppen ist eine fundierte Festlegung der Ziele, die den Maßnahmen, der Auswahl der Zielgruppen, ihrer Zugangswege und der einzubeziehenden Kooperationspartner zugrunde liegt.

Der Kontext (Lebenswelt) erhöht oder vermindert eine Gefährdung, erhöht oder vermindert die Wirkung von Schutzfaktoren.

Zahlreiche Risikofaktoren, aber auch Schutzfaktoren jugendlicher Risikogruppen oder Symptomträger, sind in verschiedenen Arbeiten²⁰ des Instituts für Suchtforschung zusammengetragen und identifiziert worden. Auch wenn die Arbeiten sich auf Sucht

* Wir verwenden im Folgenden die Begriffe ‚Adressaten‘ bzw. ‚Zielfelder‘; der Begriff Zielfelder dient dazu, deutlich zu machen, dass sich Prävention auch auf Interventionsbereiche mit Systemcharakter richten kann.

²⁰ Vgl. Department of Education: Hochrisikofaktoren von Sucht, California, 1992.

Uchtenhagen: Konzepte individueller Schutzfaktoren. Zürich, 1999.

Uchtenhagen: Implikationen der Risikoforschung für die Prävention. Referat am 27.5.1998, Zürich.

beziehen, sind die Daten zur Hypothesenbildung für andere Problemfelder wertvoll. Ein Ansatz zur Festlegung einer „Risikogruppe“ bzw. Adressatengruppe von Prävention ergibt sich somit aus der Interpretation epidemiologischer Studien. Bei einigen Risikofaktoren lassen sich direkt präventive Vorgehensweisen und Strategien ableiten. So besteht, beispielsweise, eine Korrelation zwischen dem Zigarettenpreis und dem Rauchverhalten jugendlicher RaucherInnen.

Der Forderung, Zielgruppen von Prävention möglichst präzise zu bestimmen, wird am ehesten mit einem Qualitätsmanagement im Sinne einer Festlegung von Kriterien und Indikatoren der Prävention entsprochen. Für die Zielgruppen müssen ausgewählte Settings bzw. Interventionsorte festgelegt werden: so zum Beispiel Lebensräume, wie Regionen, Stadtteile oder soziale Settings wie peer groups und Freundeskreise. Die Identifizierung der Bedürfnisse soll mittels geeigneter Instrumente, wie Fragebogen oder einem besonderem assessment abgeklärt werden.

Mit dem beschriebenen Vorgehen lässt sich eine zielgruppengerechte Leistung erbringen. So wird auch der Forderung nach wirkungsorientierten Maßnahmen (evidence based) eher entsprochen.

1.6. Zum Begriff außerschulische Jugendarbeit

Jugendarbeit umfasst alle vornehmlich pädagogisch gerahmten und organisierten, öffentlichen, nicht kommerziellen bildungs-, erlebnis- und erfahrungsbezogenen Sozialisationsfelder von freien und öffentlichen Trägern, Initiativen und Arbeitsgemeinschaften²¹.

Die außerschulische Jugendarbeit ist jener Bereich der Jugendarbeit, der nicht in der Schule, und auch außerhalb der Familie und vom Beruf stattfindet. Vorrangig findet außerschulische Jugendarbeit in Organisationen der verbandlichen und der offenen Jugendarbeit, aber auch in anderen Vereinen wie Sport- und Musikvereinen oder auch Kulturvereinen statt. Ein relativ neues Feld der außerschulischen Jugendarbeit wird durch Jugendinitiativen – also von Jugendlichen selbst organisierten Gruppen – gebildet.

Derzeit fehlen anerkannte Definitionen für die Aufgaben der außerschulischen Jugendarbeit sowie für Inhalte und Methoden, die als spezifisch für die außerschulische Jugendarbeit gelten können.

²¹ Diese Definition fusst auf Thole, Werner: Kinder- und Jugendarbeit. Eine Einführung, Weinheim und München, 2000, S. 23

2. Typologisierung präventiver Methoden

Gerald Koller, Walter Kern

2.1. Eine Typologie der Präventionspraxis

Die Typologie ist aus der Beobachtung der Praxis abgeleitet. Sie sagt nichts über die Evidenz oder Wirksamkeit des Vorgehens oder der Interventionen aus. Präventionskonzepte und Interventionen sind nach wie vor häufig mangelhaft überprüft. Eine Forschungspraxis, die sich nahe an der Wirklichkeit der Prävention orientiert, ist erst vereinzelt und in Ansätzen im Aufbau begriffen.

Eine Typologie der Präventionspraxis hat sich an einer Interventionslogik zu orientieren. Prävention kann erst wirksam werden, wenn bei der Auswahl der Zielgruppen eine fundierte Festlegung der Ziele, die den Maßnahmen, der Auswahl der Zielgruppen, ihrer Zugangswege und der einzubeziehenden KooperationspartnerInnen zugrunde liegt.

2.1.1. Interventionslogik: Arbeitsweisen und Themen der Prävention

Die Auflistung der Methoden und Inhalte von Prävention orientieren sich in ihrer Grundlage an einer Delphi Studie¹, welche eine fundierte Übersicht über die österreichische Präventionslandschaft vermittelt. Der Risikobegriff, der im Bericht auf die Risiken durch Suchtgifte beschränkt ist, wurde dabei jedoch durch andere Phänomene, wie Schuldenwesen, Suizid, Gewalt ergänzt. Die Methoden sind ein Abbild der in der Präventionslandschaft verwendeten und gebräuchlichen Instrumente. Das Ziel der Tabelle ist ein Versuch, die Praxis zu beschreiben. Die Aufzählung allein gibt keine Auskunft über Wirksamkeit oder Erfolg der Methoden.

¹ Uhl / Springer: Professionelle Suchtprävention in Österreich: Leitbildentwicklung der österreichischen Fachstellen für Suchtprävention. Wien: Bundesministerium für soziale Sicherheit und Generationen, 2002.

Prävention im Sinne einer Stärkung² der speziellen Umgangsstrategie mit Risiken

Methoden	Beschreibung	Spezifische Themen
Peer counseling (synonym auch „ peer Beratung “ bzw. „ peer Hilfe “). Jugendliche / Junge Erwachsene beraten Jugendliche / Junge Erwachsene. Die peers rekrutieren sich, unter bestimmten Merkmalen aus der Zielgruppe	Das Zielpublikum (Kids / Jugendliche / Junge Erwachsene) wird von Gleichaltrigen beraten, die bestimmte Probleme oftmals selbst durchgemacht und bewältigt haben, in „Face to Face“-Kontakten.	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Missbrauch von legalen / illegalen Substanzen ▪ Sexueller Missbrauch / Übergriffe (Prävention innerhalb gleichgeschlechtlicher Gruppen) ▪ Safe-Sex ▪ HIV/AIDS ▪ Coming out – Probleme bei gleichgeschlechtlichen Beziehungen ▪ Unerwünschte Schwangerschaften
Durch Kampagnen (z.B. Jugendgruppen) Aufruf zum reflektierten Umgang mit eigenen (Risiko)Verhalten	Die intendierte Zielgruppe soll bewusst auf ein gewohntes Konsumverhalten verzichten und eventuell andere lustvolle Verhaltensweisen erfahren / einüben.	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Essverhalten ▪ Genuss/Suchtmittelkonsum
Peer Projekte (aktions- und handlungsorientiert)	Eine Gruppe von Jugendlichen beschließt selbst oder wird dazu motiviert, themenspezifische Projekte zu entwickeln und durchzuführen, die innerhalb der eigenen Gruppe oder auch deren Umfeld sensibilisieren und Einstellungen beeinflussen sollen: z.B. Theater, Ausstellungen, Videos oder Projektstage.	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Konsumverhalten ▪ (Schulden) ▪ Risikoverhalten ▪ Gewalt ▪ HIV/AIDS Prävention ▪ Essstörungen (Mode/Körperkult)
Peer group education	Peer leader, Teile einer Gruppe oder eine gesamte Gruppe von Gleichaltrigen mit ähnlichen Interessen, werden motiviert, als Rollenmodelle für präventiv wirksames Verhalten zu dienen.	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Umgang mit Nikotinkonsum ▪ Konsum legaler und illegaler Substanzen ▪ Sexual- und Verhütungsverhalten ▪ AIDS ▪ Essverhalten
Peer leader training	Aus den oben genannten Gruppen werden durch vorab definierte Verfahren Mitglieder ausgewählt und qualifiziert, als Rollenmodelle wirksam zu sein. Die peer leader werden im Rahmen der Methode ‚peer group education‘ eingesetzt.	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Umgang mit Genuss- und Suchtstoffen ▪ HIV/AIDS Prävention ▪ Missbrauch/Gewaltprävention

² Zu verstehen im Sinne einer Verminderung von Risikofaktoren und Stärkung von Schutzfaktoren.

Prävention im Sinne einer Stärkung³ der generellen Umgangsstrategie mit Risiken

(Die Einsatzgebiete dieser Methoden sind eher in Einrichtungen, wie Betrieben, Vereinen, Verbänden, Freizeiteinrichtungen, Schulen zu finden.)

Methoden	Beschreibung	Spezifische Themen
Life-Skill-Programme⁴ Life Skill Programme sind Programme, die Grundfertigkeiten vermitteln, die ein grundsätzlich besseres Risikomanagement ermöglichen wollen. Einübung z.T. im Rahmen von sog. Erlebnispädagogik	Die Programme zielen darauf ab, der Zielgruppe Fertigkeiten (skills) zu vermitteln: <ul style="list-style-type: none"> ▪ Problemlösungs- und Entscheidungsfindungsstrategien ▪ kognitive Fähigkeiten, um negativen sozialen Einflüssen widerstehen zu können. ▪ Fertigkeiten zur Steigerung der Selbstkontrolle und des Selbstwertgefühls. ▪ Coping-Strategien zur Bewältigung von Stress und Angst. ▪ interpersonelle Kompetenzen (um z.B. Kontakte herstellen und aufrecht erhalten zu können). ▪ Durchsetzungskompetenzen (Bitten, Verweigern, Ausdrücken von Gefühlen und Meinungen). 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Konsumverhalten ▪ Umgang mit der Geschlechterrolle
Ressourcenmanagement Stressmanagement (bedingungsbezogener Ansatz)	Diese Methoden sollen generell Risiken innerhalb eines Systems minimieren. Als Voraussetzung für ein Gelingen wird beschrieben: <ul style="list-style-type: none"> ▪ die Mitwirkung der intendierten Zielgruppe bei der Gestaltung von belastungsarmer und anforderungsreicher Tätigkeit ist gewährleistet. ▪ Eine gesundheitsförderliche Organisationskultur ist vorhanden durch Arbeits- / Trainingsgestaltung, Auswahl und Schulung von Führungskräften, Gestaltung von Belohnungs- und Beförderungskriterien. 	Diese Programme zielen eher auf eine Optimierung des Systems und sind weniger themen- oder individuumsbezogen.
Ressourcenmanagement Stressmanagement (personenbezogener Ansatz)	Diese Methoden sollen Individuen in die Lage versetzen mit Belastungssituationen (Risiken) und Stressreaktionen, besser umzugehen – mittels emotionsorientierte Strategien, wie kognitive Umstrukturierung, oder Entspannungsmethoden (bspw.: Biofeedback, Meditation oder Autogenes Training).	Diese Programme sollen ein grundsätzlich besseres Risikomanagement ermöglichen.

³ Zu Verstehen im Sinne einer Verminderung von Risikofaktoren, und Stärkung von Schutzfaktoren.

⁴ Life Skills meinen Fertigkeiten in der Bewältigung risikoreicher Situationen. Prävention bedeutet hier die Entwicklung von Fähigkeiten mir Risiken umzugehen und diese nicht nur zu vermeiden.

Methoden	Beschreibung	Spezifische Themen
Settingbezogene Gesundheitsförderung (GF) (gesundheitsfördernde Organisationsstruktur)	Diese Methode versucht durch Maßnahmen und Organisationsformen eine grundsätzlich risikoarme, schützende Struktur bereitzustellen und zu erhalten. Dieser Prozess verändert die Lebensbedingungen und befähigt das Zielpublikum, aktiv die eigene Gesundheit zu stärken. Strukturen und Abläufe im Setting sowie Beziehungen zum settingspezifischen Umfeld sind verändert.	Auch dieser Ansatz kann nicht einer Risikogruppe zugeordnet werden, da er stärker schützende Voraussetzungen gegen Risiken schaffen soll. Bei diesem Ansatz handelt es sich konzeptuell und nach dem Verständnis im vorliegenden Bericht um Gesundheitsförderung und nicht um Prävention.

2.2. Einstellung und Haltung der präventiv Tätigen

Die weiter unten beschriebenen Methoden sind nicht nur auf ihre tatsächliche Anwendung sowie auf ihren Zielgruppen- und Situationsbezug in Rahmen der Jugendarbeit zu überprüfen. Es gilt auch, die Haltung zu befragen, mit der Jugend- und PräventionsarbeiterInnen diese Methoden anwenden. Dem Sprichwort folgend, dass ein Hammer Werkzeug oder Waffe sein kann, sei hier also ein Blick auf die Hand, also die Anwender präventiver Methoden, erlaubt.

Aus sozialwissenschaftlicher Sicht wird derzeit psychosoziale Gesundheit im Jugendalter vorwiegend in bezug auf folgende übergreifende Themenkreise betrachtet: Risikokompetenz, Geschlechtsspezifität, soziale Benachteiligung und Armut sowie Migration und ethnische Zugehörigkeit.

Somit hat Jugendarbeit in ihrer eigenen Tätigkeit auch insbesondere vier Bereiche zu reflektieren und zu qualifizieren, will sie präventiv wirken, nämlich:

- Selbstreflexion und Authentizität
- Partizipation
- Umgang mit Risiko
- Geschlechter- und Ethnische Sensibilität

ad: Selbstreflexion und Authentizität

Wer mit Jugendlichen zu Fragen von Gesundheit und Problemverhalten arbeitet, muss sich der kritischen Reflexion des eigenen Verhaltens stellen. Dies nicht nur, um in der Gesellschaft verbreitete Doppelmoralismen zu vermeiden, sondern auch, um eigene Ängste als mögliche Motoren für das präventive Tun aufzudecken. Insbesondere ist aber auch die Auslotung von eigenen Zugängen, Ressourcen und Kompetenzen im jeweiligen

Handlungsbereich notwendig – denn nur Authentizität ermöglicht Kontakt und Austausch mit Jugendlichen.

Jugendliche beobachten Erwachsene genau und nehmen Haltungen und Verhaltensweisen stärker als pädagogische Erklärungen wahr. Ihr Interesse gilt insbesondere folgenden Fragen im und aus dem Leben der JugendarbeiterInnen und Fachkräfte der Präventionsarbeit:

- Wie sieht deine Lebensgestaltung aus?
- Was ist dir im Leben wichtig?
- Woraus beziehst du Freude und Zufriedenheit?
- Wie entspannst du dich?
- Wie gehst du mit Konflikten und Krisen um?⁵

In der Auseinandersetzung mit diesen Fragen nähern sich Erwachsene der Verantwortung an, im Rahmen der Sozialisation Jugendlicher MentorInnen zu sein. Umgekehrt führt jede Spaltung zwischen theoretischen Ansprüchen und konkreter Lebenspraxis von Seiten der PädagogInnen zu Verlust der Glaubwürdigkeit.

Ad: Umgang mit Risikoverhalten und –situationen

In der pädagogischen Diskussion wird das Erlernen eines adäquaten Umgangs mit Situationen, die gefährvoll sind, immer wieder hervorgehoben. Das Plädoyer gilt der Akzeptanz von vorhandenem Risiko im Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen und erteilt der „Overprotection“-Haltung in der Erziehung eine klare Absage. Das Eingehen von Risiko, experimentierendes Verhalten, das „Sich-Ausprobieren“, birgt Reize und Erfahrungen, die für die Entwicklung einer eigenverantwortlichen Persönlichkeit wichtig und notwendig sind.

Ohne Zweifel hat Risikoverhalten einen *funktionalen Stellenwert* im Leben und in der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben von Jugendlichen. Risikoverhalten hat für Jugendliche wenig mit Gesundheit zu tun. Auch hier wird der starke Gegenwartsbezug sichtbar: die Jugendlichen sind zumeist nicht bereit, aus Vorsorgegründen auf die psychosoziale Funktionalität von Risikoverhalten zu verzichten. Sollen Jugendliche für die Aufgabe oder Reduzierung von riskanten Verhaltensweisen motiviert werden, dann müssen ihnen Alternativen geboten werden, damit es sich auch für sie lohnt, gesund zu

⁵ Vgl. Kammerer/Proissl: Jump In, Nürnberg, 1996.

leben. Deshalb kommt allen Ansätzen Bedeutung zu, die Abenteuer, Spaß, Erlebnis und Selbsttherausforderung in gesundheitsverträglicher Form anbieten.⁶

Von entscheidender Bedeutung ist also, ob die in der Jugend- und Präventionsarbeit Tätigen in ihrer Zielsetzung davon ausgehen, Risikofaktoren immer minimieren zu müssen, oder aber Jugendliche hin zu einer Risikokompetenz führen und begleiten, die einen optimalen Umgang mit Risikoverhalten und Risikosituationen ermöglicht.

Hinter dieser Entscheidung stehen pädagogische Wahrnehmungskonstrukte, die Risiko entweder als Gefahr bestehender Ordnungen, oder aber als Ressource für Entwicklung sehen, die das Wagnis als Akt des Bewusstseins begreift, gesundheitsfördernde Balance herzustellen.

Ad: Geschlechts- und Ethnische Sensibilität

Viele Problemlagen, die zu Präventionsmaßnahmen führen, sind nach geschlechtlicher Sozialisation und ethnischer Herkunft zu differenzieren – ebenso bedarf es differenzierter Zielsetzungen und Methoden in diesen Bereichen, um präventive Wirkungen zu erzielen, wie die Evaluationen verschiedener Projekte im europäischen Raum belegen (z.B.: CAD Limburg, Hasselt, vgl. Kapitel 7, 4).

Bis zum Ende der 80er Jahre war Geschlechtsspezifität lediglich epidemiologisch von Bedeutung. Eine inhaltliche Auseinandersetzung setzte mit den Arbeiten von Helfferich und Kolip ein (z.B. Helfferich 1986; Kolip 1994a, 1997; Franzkowiak 1998). Von einem Boom auf diesem Gebiet kann jedoch nicht gesprochen werden.

Wenn sich auch geschlechtsspezifisch zahlreiche Unterschiede im gesundheitsrelevanten Verhalten finden lassen, so muss das nicht notwendigerweise auch unterschiedliche Lebensmuster bedeuten.

Mädchen und Jungen unterscheiden sich jedoch in Körperwahrnehmung und Körperumgang. Jungen gehen unbedachter mit ihrem Körper um und riskieren mitunter Kopf und Kragen. In der Pubertät sind Mädchen unzufriedener mit ihrem Gesundheitszustand, sie berichten mehr über körperliche Beschwerden und leiden häufiger an psychosomatischen Störungen.⁷

⁶ Hurrelmann, Klaus: Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung, Weinheim und München, 1997.

⁷ Engel/Hurrelmann: Was Jugendliche wagen. Eine Längsschnittstudie über Drogenkonsum, Stressreaktionen und Delinquenz, Weinheim, 1994.

In der jugendlichen Entwicklungsphase bilden sich zahlreiche gesundheitsrelevante Verhaltensweisen und Lebensstile sowie gesundheitsbezogene Normen, Werte und Einstellungen heraus. Zugleich kennzeichnet sie, dass geschlechtsadäquates Verhalten konsolidiert und geschlechtsspezifische Lebenspläne entworfen werden müssen, die unmittelbar mit körperbezogenen Themen zusammenhängen.⁸

Neben der sensiblen Bezugnahme auf Gender-Aspekte bedarf präventive Arbeit in den verschiedenen Settings vermehrt der Beachtung ethnisch-kultureller Spezifika, will sie zielgruppenorientiert wirken. Viele Gruppen von Jugendlichen sind heute multi-ethnisch zusammengesetzt oder aber Szenen, die von Mitgliedern der zweiten und dritten Generation von MigrantInnen geprägt werden – Personen also, die selbst in einer interkulturellen Spannung zwischen Herkunftsland und aktuellem Lebensraum ihre Identität entwickeln müssen.

Bestimmte Inhalte mitteleuropäischer Sozialisation – die auch präventives Handeln prägen – sind in anderen ethnischen Kulturen unverständlich oder obsolet (wie z.B. weibliche Autonomie). Erst die Wahrnehmung und Analyse der Zielgruppen ermöglicht hier die richtige Wahl von kultur-kompatiblen Zielen und Methoden.

Veröffentlichungen, die den Zusammenhang zwischen Migration und psychosozialem Wohlbefinden bzw. Gesundheit untersuchen, finden sich ab der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrzehnts (z.B. David 1998, Marschalck 2000). Sie zeigen unter anderem auf, dass pädagogische Maßnahmen wie Prävention nur dann greifen, wenn sie kulturimmanent konzipiert werden. Spezifische Studien über Jugendliche sind jedoch selten (z.B. Settertobulte 2000).

Ad: Partizipation

Prävention löste sich im vergangenen Jahrzehnt zunehmend vom ausnahmslosen Bezug auf Defizite und stellte ihr Tun unter die generelle Zielsetzung des Empowerment, das sich als partizipativer Prozess versteht.

Empowerment in politischer Definition bezeichnet einen konflikthafter Prozess der Umverteilung von politischer Macht. Lebensweltliches Empowerment hat zum Ziel, Menschen das Rüstzeug von eigenverantwortlichen Lebensmanagement zur Verfügung

⁸ Kolip: Geschlecht und Gesundheit im Jugendalter. Die Konstruktion von Geschlechtlichkeit über somatische Kulturen, Opladen, 1997.

zu stellen und ihnen Möglichkeitsräume aufzuschließen, in denen sie Erfahrungen der eigenen Stärke machen können.

Empowerment bricht mit dem Blick auf Schwächen und Abhängigkeiten und beinhaltet nach Prilietensky drei leitende normative Grundüberzeugungen⁹:

1. Selbstbestimmung und Lebensautonomie – das Vertrauen in die Fähigkeiten des Einzelnen, selbstgewählten Lebenszielen zu folgen und Kontrolle über das eigene Lebensschicksal auszuüben.
2. Verteilungsgerechtigkeit – einer gerechten Verteilung von Ressourcen und Pflichten in einer Gemeinschaft, ein Versuch, das Ungleichgewicht von Gegebenheiten zu korrigieren.
3. Demokratische Partizipation – eine Stärkung der Teilhabe der BürgerInnen an Entscheidungsprozessen, die ihre personale Lebensgestaltung und ihre unmittelbare soziale Lebenswelt betreffen. Ziel von Partizipationsverfahren ist es, den Wünschen und Bedürfnissen nach Mitmachen, Mitgestalten, Sich-Einmischen in Dienstleistungsproduktion und lokaler Politik, Rechnung zu tragen.¹⁰

Das Prinzip der Mitgestaltung präventiver Maßnahmen sollte bereits in der Entwicklung von Zielsetzungen und Methoden präventiver Projekte verfolgt werden. Dem geht eine noch weitreichendere partizipative Haltung von Jugend- und PräventionsarbeiterInnen voraus: Um den Austausch und die Kooperation mit Jugendlichen schon vor dem Einsatz von Präventionsmaßnahmen zu suchen, bedarf es der Bereitschaft, sich auf jugendliche Lebenswelten einzulassen und sich selbst als Suchende/r und Lernende/r zu begreifen. Diese Haltung sichert auch die höchstmögliche Authentizität von PädagogInnen, wie sie weiter oben beschrieben wurde.

Eine präzise Diagnostik, in welchem Maß konkretes präventives Tun partizipatorisch angelegt ist, ermöglicht das Stufenmodell nach Hart:

⁹ Prilietensky: Empowerment in mainstream psychology, Legitimacy, obstacles, and possibilities. *Canadian Psychology*, 35, 358-375.

¹⁰ Vgl. Prilietensky: Empowerment in mainstream psychology, Legitimacy, obstacles, and possibilities. *Canadian Psychology*, 35, 358-375. Herriger: Empowerment und Engagement, In: *Soziale Arbeit* 9-10, 1996.

Stufen der Partizipation nach Hart¹¹

Die unteren drei Stufen haben wenig mit Partizipation im eigentlichen Sinn zu tun, obwohl sie von Erwachsenen oftmals als Mitbestimmungsmöglichkeit angeboten werden.

Die darauffolgenden sechs Stufen stellen die eigentlichen

Partizipationschancen für Jugendliche dar.

Selbstverwaltung

Jugendliche organisieren das Projekt vollständig und in eigener Verantwortung und völliger Entscheidungsfreiheit. Entscheidungen werden den Erwachsenen nur mitgeteilt.

Selbstbestimmt

Die Projektinitiation erfolgt selbständig aus eigener Betroffenheit von den Jugendlichen heraus. Erwachsene unterstützen und fördern das Vorhaben und tragen Entscheidungen der Jugendlichen mit.

Mitbestimmung

Tatsächliches Einbeziehen der Jugendlichen. Die Projektidee kommt jedoch von den Erwachsenen. Entscheidungen werden gemeinsam getroffen.

Mitwirkung

Über Fragebögen oder Interviews können eigenen Vorstellungen und Kritik geäußert werden. Jedoch keine Entscheidungskraft bei Planung und Umsetzung.

Zugewiesen aber informiert

Vorbereitung der Projekte von Erwachsenen, die Jugendlichen werden aber gut informiert.

Teilhabe

Ein gewisses sporadisches Engagement der Jugendlichen ist ersichtlich.

Alibi-Teilhabe

Jugendliche haben nur scheinbar eine Stimme z.B. bei Kinderparlament, Vereinsveranstaltungen, Jugendgemeinderäte.

Dekoration

Mitwirken der Jugendlichen an Projekten, ohne dabei genau zu wissen, worum es geht.

Fremdbestimmung

Inhalte, Arbeitsformen und Ergebnisse sind fremddefiniert; Gefahr der Manipulation.

¹¹ Zit nach Riepl/Wintersberger: Rahmenbedingungen und Formen politischer Jugendbeteiligung. In: Friesl et al. (Hrsg.): Erlebniswelten & Gestaltungsräume. Die Ergebnisse des „Dritten Berichts zur Lage der Jugend in Österreich“, Graz – Wien, 1999, S. 191 - 211

2.3. Methoden und Ansatzbündelung

In der Präventionsarbeit angewandte Methoden können zu sechs Handlungsansätzen gebündelt werden: Wissensvermittlung, affektive Auseinandersetzung, Alternativen zu Problemverhalten, Kompetenzerwerb, soziale Beeinflussung sowie Gesundheitsmarketing. In Bezugnahme auf Analysen (Künzel-Böhmer et al. 1993) stellt die folgende Grafik einen Versuch dar, diese Methodencluster nach ihrer Wirksamkeit in hoch- und niederschwellige, ein- und generellen Wirkungszielen zuzuordnen.¹²



Wissensvermittlung kann z.B. durch Vorträge, Medien wie Folder, Filme, Plakate, Broschüren etc. angeboten werden. Affektive Auseinandersetzung erfolgt z.B. in Rollenspielen, in einer künstlerischen Auseinandersetzung, in Zukunfts- und Ideenwerkstätten. Alternativen sind beispielsweise erlebnis- und freizeitpädagogische Angebote.

Wissensvermittlung als niederschwellige Strategie erreicht eine große Anzahl von Personen, dort aber nur geringe Verhaltensstabilisierung bzw. –modifikation. Ihr Einsatz ist in einer ersten Phase präventiver Bemühungen hinsichtlich der Sensibilisierung bestimmter Zielgruppen sinnvoll.

¹² Vgl. Hoy et al: Konzept einer Fachstelle für Suchtprävention für das Bundesland Salzburg, Salzburg, 1995.

Zur Aktivierung der für das Thema sensibilisierten Personen müssen an dieser Stelle mittelschwellige Angebote einsetzen. Diese münden schließlich in eine Vertiefung präventiver Inhalte, Formen und Prozesse durch hochschwellige oder aber sekundärpräventive Arbeit mit gefährdeten Zielgruppen.

Diese meist nur einer geringen Anzahl von Personen zugänglichen Angebote erreichen bei diesen ein hohes Maß an Wahrnehmungs-, Einstellungs- und Handlungsstabilisierung bzw. –modifikation.

Im Sinne sozialer Beeinflussung kann nunmehr ein Weitertragen eines präventiven Klimas durch diese so als Mittler fungierenden Personengruppen erreicht werden (z.B. peer leaders), was letztlich auch auf struktureller Ebene zum Aufbau und zur Förderung von vernetzten und nachhaltigen Strukturen führt.

Eine Bewertung von präventiven Methoden nach Effektivität erscheint nicht sinnvoll. Zu bemerken ist aber, dass bloße Wissensvermittlung, die nicht im Verband mit personenbezogenen oder strukturellen Programmen betrieben wird bzw. diese einleitet, kaum Effekte zeigt. Dies insbesondere dort, wo die die Präventionsmaßnahme induzierende Problemstellung von komplexer Natur ist (Sucht, Gewalt, Rassismus). So zeigen Künzel-Böhmer et al (1993) für den Bereich der Suchtprävention, dass reine Wissensvermittlung keine, mitunter sogar kontraproduktive Wirkung bei Jugendlichen hat (vgl. auch DeHaes und Schuurmann, bewertet bei Künzel-Böhmer et al (1993)). In hohem Maße scheint aber Wissensvermittlung über jugendliche Lebenswelten im Umfeld von Jugendlichen (Eltern) im Sinne einer Deeskalation problematisierender Sichtweisen angebracht.

3. Präventive Arbeit mit jugendlichen peers

Gerald Koller

Mit dem Eintritt in die Pubertät beginnen Jugendliche sich von den Wertvorstellungen und Verhaltensnormen ihrer Eltern, ja der Erwachsenen überhaupt, zunehmend abzugrenzen. Gruppen von Gleichaltrigen mit ähnlichen Wertvorstellungen – sogenannte peer groups – übernehmen wichtige Funktionen in der weiteren Sozialisation. Daher können diese Gruppen auch durch ihre Dynamik und durch die Einflüsse jener Personen, die das Gruppengeschehen maßgeblich beeinflussen, mitunter gesundheitliches Risikoverhalten fördern. So wird insbesondere der Tabak- und Alkoholkonsum in Mitteleuropa in peer groups eingeübt (Kern 1999).

Andererseits haben peer groups eine wichtige Balance-Funktion in präventiver Hinsicht. Diesen Umstand macht sich peer group education zunutze, die über Mitglieder der peer group gesundheitsfördernde Botschaften an diese weiter vermitteln möchte. In verschiedenen Bereichen der präventiven Arbeit hat dieser Ansatz im letzten Jahrzehnt zunehmend an Bedeutung gewonnen.

Die Wirksamkeit der peer group education und die höhere Effizienz – da hier Jugendliche als PartnerInnen und nicht nur reine AdressatInnen der Prävention anerkannt werden – belegen verschiedene wissenschaftliche Studien (z.B. Tobler 1986, Künzel-Böhmer et al 1993). Wenn Methodik und Effizienz auch zwischen den verschiedenen Präventionsrichtungen Unterschiede aufweisen, so kann hier doch eine gemeinsame Bewertung vorgenommen werden.

Im Folgenden sollen daher der aktuelle Stand dieses präventiven Handlungsansatzes sowie weitreichende Schritte zur weiteren Qualitätssicherung diskutiert werden.

3.1. Grundlagen

„Peer“ (gleich, gleichrangig, ebenbürtig) stammt vom lateinischen „par“ (gleich) und findet sich auch im mittelenglischen und französischen als „per“. Die Bezeichnung „peers“ wurde erstmals bei Angehörigen des englischen Adels, die demselben Adelsstand angehörten, verwendet (Scheikl 2002).

Eine peer group ist eine Gruppe von Jugendlichen etwa gleichen Alters, weitgehend gleicher Gesinnung und meist auch aus der gleichen sozialen Schicht. Diese sich meist

spontan bildende und auch verändernde Gruppe, kann sowohl als Clique in verschiedenen Settings als auch als Gruppe von Menschen, die der gleichen jugendsoziologischen Szene angehören, auftreten.

3.2. Funktionen von peer groups

Da die Mitglieder einer peer group mit vergleichbaren Schwierigkeiten konfrontiert sind, aber auch einen Pool von verschiedenen Lösungsmodellen bilden, können sie einander kompetente HelferInnen in Entwicklungsprozessen sein (Noack 1990).

Peer groups übernehmen unterschiedliche Funktionen etwa im Rahmen der Bewältigung von allgemeinen Entwicklungsaufgaben und –problemen im Jugendalter.

- Sie sind wichtige Stütze einzelner bei der Ablösung vom Elternhaus; bieten gleichzeitig Stabilisierung und Sicherheit auf dem Weg zur eigenen, stabilen und selbstbewussten Persönlichkeit.
- Sie können für Teilbereiche des Alltags Verhaltens- und Statussicherheit bieten. Sie tragen zur Stabilisierung jugendlicher Entwicklungsprozesse bei, indem sie etwa Erfahrungen ähnlicher Lebenslagen und die Anerkennung von bestimmten Gruppenregeln ermöglichen.
- Sie können neue Formen der Autoritäts- und Hierarchieebenen, abweichend von der Erwachsenenwelt, einüben.
- Sie stellen Erfahrungs- und Erlebnisräume bereit, sowie Chancen und Übungsfelder für das Experimentieren mit neuem Rollenverhalten und für die Übernahme der Geschlechtsrolle.
- Sie können auch dort emotionale Anerkennung bieten – so gesehen auch entlastend wirken – wo andere Erziehungs- und Sozialisationsfelder Jugendlichen diese verweigern oder sie ausschließlich nach Kriterien bzw. Logiken der Erwachsenenwelt geben.
- Sie ermöglichen Lernchancen in dem Sinn, dass sie Jugendlichen den Übergang von der tendenziell abgeschlossenen Familiensphäre in verschiedene – größere und zugleich auch diffusere – gesellschaftliche Bezugssysteme ermöglichen.
- Sie übernehmen schließlich wichtige kompensatorische Funktionen, indem sie sich in Teilbereichen der häufig übermächtigen sozialen Kontrolle – durch Institutionen und Pädagogisierung verschiedenster Art (z.B. Elternhaus, Schule) –

entziehen. Und das, obwohl zumeist eine emotionale Tiefenbindung an das Elternhaus bestehen bleibt. (Ferchhoff 1996)

3.3. Peer group education

Peer group education ist ein partnerschaftlicher, pädagogischer Handlungsansatz, der peer leader, Teile einer peer group oder aber die gesamte Gruppe motivieren soll, als präventive Rollenmodelle zu wirken, indem Training und Unterstützung auf personeller und/oder struktureller Ebene angeboten werden. (Koller et al 1999)

Kahr (1999) bezieht sich auf Kleiber und Pforr (1996), die peer group education als eine Unterkategorie des allgemeinen peer involvement Ansatzes beschreiben. Diese peer involvement Ansätze verstehen sich auf verschiedene Art als kommunalkommunikative Prävention durch LaienmultiplikatorInnen, die ihrer Zielgruppe selbst angehören:

- Peer counseling:** einzelne MultiplikatorInnen arbeiten mit einzelnen AdressatInnen
Peer education: einzelne MultiplikatorInnen arbeiten mit Gruppen von AdressatInnen
Peer Projekte: Gruppen von MultiplikatorInnen arbeiten für Gruppen von AdressatInnen

Alle drei Ansätze bedienen sich der besonderen Beziehung, die Jugendliche in Gruppen untereinander pflegen (Harvey zitiert in Kranzler 1999):

“Peer education is a system whereby people of similar age, status and experience can pass information to each other and learn from each other. The important factor is that there is no power relationship as exists between teacher/student, youth worker/young person, worker/manager. Peer education involves training a group of people with a “common interest” to develop appropriate knowledge and skills to share, inform and enable others within the same “common interest” group to develop similar knowledge and skills.”

Svenson unterscheidet 4 verschiedene praktische Ansätze der peer group education (in Kahr 1999):

- Pädagogischer Ansatz

In einem formalen Setting werden Informationen in einer ein- bis zweistündigen Präsentation unter Einbindung interaktiver Techniken vermittelt. Es besteht die

Möglichkeit, dass Erwachsene an der Präsentation teilnehmen. Dieser Ansatz wird auch mit anderen Interventionen kombiniert.

- **Niederschwelliger Ansatz: Bildungsarbeit**

Peer educators, die Eigenschaften oder einen bestimmten Lebensstil mit der Zielgruppe teilen, präsentieren nach ähnlichen Methoden wie beim pädagogischen Ansatz Inhalte, mit dem Ziel, das Bewusstsein für Suchtverhalten bei der Zielgruppe zu erhöhen.

- **Diffusionsansatz: grass root**

Peer educators der gleichen sozialen Zugehörigkeit wie die Zielgruppe sollen Meinungen, Überzeugungen und wahrgenommene soziale Normen, die mit Risikoverhaltensweisen und Lebensstil verbunden sind, durch informelle Kommunikationswege beeinflussen – dieser Zugang gilt heute als der nachhaltig Wirksamste (vgl. Dobler-Mikola et al. 1998), weil er die bestehenden Kommunikations-netze zwischen Jugendlichen nützt, die einander auch ohne präventiven Außenauftrag im Alltag Hilfestellungen in Fragen der Lebens- und Beziehungsgestaltung geben.

- **Gemeindeorientierter Ansatz**

Geographische, ethnische, schulische oder religiöse Gemeinschaften stellen die Basis für Interventionen von peer educators dar, die von bestimmten Erwachsenen verlässlich unterstützt werden.

In der Praxis der Prävention werden meist unterschiedliche Kombinationen dieser Ansätze umgesetzt.

3.4. Problemstellungen

PraktikerInnen der Präventionsarbeit wie auch KritikerInnen, der zugrundeliegenden Theorie der peer group education, zeigen einige Problemstellungen auf, die zu beachten sind, wenn peer group education Projekte fachlichen Qualitätsstandards genügen sollen.

Möglicher Missbrauch durch Erwachsene

Bauch (1997) weist kritisch darauf hin, dass in peer education Programmen Jugendliche in Trainings ausgebildet und von erwachsenen ExpertInnen geleitet werden. Meist werden bereits die Curricula von diesen ExpertInnen erstellt. Die Gefahr mangelnder Partizipation der Jugendlichen und die Instrumentalisierung von Seiten der Erwachsenen ist also gegeben. Auch Kern (1999) zeigt auf, dass im schlechtesten Fall peers so zu

VollstreckerInnen einer „Nicht-Peer-Strategie“ werden. Oft würde, wie auch in anderen pädagogischen Bereichen, diese ethisch fragwürdige Vorgehensweise durch das sogenannte „gute Ziel“ gerechtfertigt. Auch Scheikl (2002) führt an, dass es fragwürdig ist, ob Methoden, die aus der Welt der Jugendlichen stammen, von Erwachsenen übernommen und erfolgreich in die „peer Welt“ zurückgeleitet werden könnten.

Auswahl der ProjektteilnehmerInnen

Bis jetzt wurde die Frage noch nicht befriedigend gelöst, wie jugendliche Mitglieder einer peer group als stimmige TeilnehmerInnen an einem peer education Projekt gewählt werden können. Schlechte Erfahrungen wurden mit wissenschaftlichen Objektivierungsverfahren gemacht, die in der Regel die interaktionelle Dynamik in der Gruppe außer Acht lassen (vgl. Projekt euro-peers 1997). Die Frage, ob die Wahl durch die Jugendlichen selbst oder durch Bezugspersonen – wie LehrerInnen oder JugendarbeiterInnen – oder durch ExpertInnen der Präventionsarbeit, die das Projekt vorstellen, erfolgen soll, wird von PraktikerInnen damit beantwortet, dass eine Mischform der Verfahren am zielführendsten sei.

Unklarheiten bezüglich Rolle und Funktion

Koller et al (1999) weisen darauf hin, dass es einer klaren Definition bedarf, wie weit Rolle und Funktion von peers reichen, und ab wann man von MultiplikatorInnen sprechen muss:

- Peers gehören derselben Sozialgruppe an wie die Zielgruppe und sind auch in dieser präventiv tätig.
- MultiplikatorInnen gehören einer anderen Gruppe als ihrer AdressatInnengruppe an (z.B. SchülerInnen einer höheren Klasse, die in einer anderen präventive Arbeit leisten).

Es wird vorgeschlagen, alle präventiven Tätigkeiten von peers in jugendlichen Sozialgruppen als solche von „young preventive multipliers“ zu bezeichnen. Von peer education jedoch nur dann zu sprechen, wenn diese Tätigkeit in der eigenen Sozialgruppe durchgeführt wird.

Unterstützung / Support

Viele peer group education Projekte legen den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit auf die Vorbereitung und Durchführung der peer trainings. Wesentliches Qualitätsmerkmal von peer group education ist jedoch die Unterstützung der präventiv tätigen Jugendlichen durch Fachleute oder Bezugspersonen während der Zeit ihrer Tätigkeit.

Hier herrschen große Auffassungs- und Qualitätsunterschiede. Auch im Rahmen des Projekts euro-peers kamen PraktikerInnen zu dem Schluss, dass die Unterstützung der peers durch die Erreichbarkeit von Fachleuten oder Bezugspersonen nicht nur für das Befinden der Jugendlichen von größter Bedeutung, sondern auch für das Gelingen des Projekts und den Transfer der Inhalte essentiell ist. Bleibt die Unterstützung aus, so kommen Evaluationen bestenfalls zu dem Schluss, dass das Programm zwar den trainierten peers nützt, aber kaum Wirkungen in der AdressatInnengruppe zeigt (Dobler-Mikola et al 1997).

Weiterer Missbrauch jugendlicher peers

Die Problematik allgemeiner missbräuchlicher Nutzung des Beziehungsnetzwerks in jugendlichen Sozialgruppen zu präventiven Zwecken wurde bereits skizziert. Darüber hinaus warnen Ausführende der Präventionsarbeit vor einem häufig festgestellten Missbrauch Jugendlicher nach absolvierten peer Trainings: Es kommt mitunter vor, dass jugendliche peers als BeraterInnen oder InformantInnen eingesetzt werden, wenn es um allgemeines Problemverhalten einzelner Gruppenmitglieder in Einrichtungen geht. Die einmal erworbene Rolle wird den peers immer wieder zugeschrieben.

Aber selbst der von Bauch (1997) beschriebene Einsatz von Jugendlichen als „kleine LehrerInnen“ zeigt auf, dass der ausnahmslos pädagogische Ansatz in der peer group education mitunter zu Problemen führen kann: So wird von Neid der Gruppenmitglieder gegenüber den ausgewählten und trainierten peers berichtet. Auch der Verlust der opinion leader Rolle der peers nach den Trainings wurde beobachtet. Diese und andere Problemstellungen lassen es vorteilhaft erscheinen, den Diffusionsansatz in der Jugendarbeit dem pädagogischen Ansatz vorzuziehen.

3.5. Folgerungen

Um die oben genannten Probleme in präventiven peer group education Projekten in der Jugendarbeit zukünftig zu vermeiden, werden von VertreterInnen der Präventionsarbeit wie auch der Begleitforschung¹ vornehmlich folgende Maßnahmen vorgeschlagen:

Transparenz über Projektabsicht und –verlauf gegenüber den Jugendlichen

Um eine frühestmögliche Einbindung der Jugendlichen und ihres szenespezifischen Know-hows zu gewährleisten, sollten peer group education Projekte VertreterInnen der

Zielgruppe bereits in der Planungsphase miteinbeziehen. Dieser partizipatorische Prozess sichert auch eine höhere Akzeptanz des Projekts von Seiten der Jugendlichen. Größtmögliche Transparenz sollte bezüglich der Rollenzuschreibungen und Aufgaben, die an die jugendlichen peers gestellt werden, ausgeübt werden.

Auswahl der TeilnehmerInnen als Projekt im Projekt

Koller et al (1999) schlagen in den „guidelines for peer group education – preventing addiction in out of school youth work“ vor, in der Planung eines peer group education Projekts einen ausreichenden Zeitrahmen für die Wahl der peers, die an den Trainings teilnehmen, vorzusehen. Dies ermöglicht, dass jugendliche Zielgruppen, die über Absicht und Verlauf des Projekts informiert worden sind, mittels Wahl ihnen geeignet erscheinende Delegierte in das Projekt-Training entsenden können. Den JugendarbeiterInnen und PräventionsexpertInnen kommt dabei eine beratende, aber keine Entscheidungsfunktion zu. Damit sei überdies die höchstmögliche Akzeptanz der peer leader in der Transferzeit nach den Trainings durch die entsendenden Gruppenmitglieder gesichert.

Delegierte peers sollten folgende Eigenschaften aufweisen:

- Selbstwahrnehmung
- Sozialkompetenz
- Entwicklungs- und Lernwille
- Kritikfähigkeit
- Distanz zu missionarischem Eifer

Insbesondere in non-formalen Jugendgruppen, wie sie die Jugendarbeit kennt, scheint es zielführend, nicht einzelne peer leader, sondern Teile der Jugendgruppe im Ausmaß von zwei bis vier Personen an den Trainings teilnehmen zu lassen (Einwanger 2002).

Klärung des Projektsettings

Um eine deutliche Abgrenzung zwischen peer group education Projekten und solchen, die sich des MultiplikatorInnen-Ansatzes bedienen, zu erreichen, wird eine weitreichende Diskussion mit AnbieterInnen solcher Projekte notwendig sein. Die Einführung des Terminus „young preventive multiplier“ gegenüber dem enger gesteckten Ansatz der peer Arbeit könnte in Zukunft eine klarere Zuordnung der gesetzten Initiativen ermöglichen.

¹ Vgl. u.a. Bauch (1997), Dobler-Mikola (1997), Kern (1999)

Licht (bei Koller et al 1999) fasst grundlegende Qualitätsansprüche von Jugendlichen an peer group education Projekte wie folgt zusammen:

- Jugendliche müssen an peer Aktivitäten freiwillig teilnehmen können.
- Peers sollten nicht als TrendsetterInnen, sondern als alltagsgetreue Rollenmodelle verstanden werden.
- Jugendliche peers haben nicht die Aufgabe, Mitglieder ihrer Gruppe von Normen und Werten der Erwachsenenwelt zu überzeugen.
- Jugendliche peers sollten die Möglichkeit haben, das zu übermitteln, was sie in und für ihr eigenes Leben als aufregend und interessant empfinden.
- Die Unterstützung jugendlicher peers durch Erwachsene ist essentiell.

3.6. Ausblick

Will peer group education im vielfältigen Arbeitsfeld der Jugendarbeit, das nicht die strukturelle Stringenz des Settings der Schule aufweisen kann, auf nachhaltige Weise präventiv wirken und die angeführten Probleme vermeiden, bedarf es der Entwicklung durchgängig kommunizierter, praxisnaher Qualitätsstandards. Diese sollten Unklarheiten ausräumen, Missbrauch vermeiden helfen und die Bedeutung der Unterstützung jugendlicher peers durch erwachsene Fachleute und JugendarbeiterInnen hervorheben.

Da PraktikerInnen der Jugendarbeit jedoch oftmals selbst den Mangel an Unterstützungsmöglichkeiten in ihrer Alltagsarbeit beklagen (vgl. Kapitel 4), erscheint es hier angebracht, auf die grundlegende Bedeutung ausreichender struktureller Rahmenbedingungen für diese spezifische und personalintensive pädagogische Maßnahme hinzuweisen.

4. Quantitative Erhebung in der außerschulischen Jugendarbeit

Manfred Zentner

4.1. Anlage der Untersuchung

Im Rahmen der quantitativen Untersuchungen wurden 403 Einrichtungen der offenen und verbandlichen Jugendarbeit sowie Jugendinitiativen mit Hilfe eines standardisierten Fragebogen befragt.

Dabei wurden alle Organisationen, die in der Bundesjugendvertretung Mitglied sind, auf Bundes- und (soweit möglich) auf Landesebene kontaktiert, was einer Gesamtzahl von 213 Kontakten zu Organisationen und Einrichtungen entspricht.

Für die übrigen Interviewkontakte wurde nach einer vorgegebenen Bundesländerquote¹ aus Jugendinitiativen, Einrichtungen der offenen Jugendarbeit sowie Ortsgruppen der verbandlichen Jugendarbeit und Jugendabteilungen örtlicher Vereine – wie Rotes Kreuz und Freiwillige Feuerwehr – eine Stichprobe gezogen.

Das Interesse an der Befragung teilzunehmen, war bei allen Kontaktierten gegeben. Insgesamt haben 162 der 403 kontaktierten Jugendorganisationen und Jugendgruppen den Fragebogen ausgefüllt, was einem Rücklauf von 40% entspricht.²

4.2. Auswertung der quantitativen Erhebung

Als Unterscheidungsvariablen für die Interpretation wurden herangezogen:

- das Wirkungsgebiet (österreichweit, bundeslandweit, auf Gemeinde- oder Bezirksebene sowie regional)
- die Selbstklassifizierung nach verbandlicher oder offener Jugendarbeit resp. Jugendinitiative
- die regionale Herkunft der Zielgruppe (städtischer oder ländlicher Raum)

¹ Die Bundesländerquote in der Stichprobe entspricht der Verteilung der in den jeweiligen Bundesländern lebenden Jugendlichen und jungen Erwachsenen, somit der Quote der Zielgruppe außerschulischer Jugendarbeit. Eine genaue Beschreibung der Stichprobenziehung befindet sich im Anhang.

² Die Antwortbereitschaft war allerdings in den Organisationen der außerschulischen Jugendarbeit ungleich verteilt (bspw. haben alle Landesorganisationen einer bestimmten verbandlichen Jugendorganisation geantwortet, während von anderen Organisationen keine einzige Landesorganisation an der Befragung teilnahm). Dadurch kann unter Umständen ein systematischer Fehler bei den Ergebnissen auftreten, der zu einem deutlich höheren Anteil von präventiver Jugendarbeit innerhalb der Stichprobe als innerhalb der außerschulischen Jugendarbeit insgesamt führen könnte. Denn Organisationen, von denen bekannt ist, dass sie an präventiver Jugendarbeit interessiert sind, haben zu einem hohen Prozentsatz an der Untersuchung teilgenommen.

- sowie die Selbsteinschätzung einiger Jugendorganisationen/-gruppen bzgl. Ihrer Präventionsarbeit

Als wichtigstes Ergebnis lässt sich festhalten, dass in der österreichischen Jugendarbeit eine Reihe von Themen bearbeitet, die als primäre Arbeitsgebiete der Prävention anzusehen sind, und viele Methoden eingesetzt werden, die PräventionsexpertInnen als präventiv einstufen.

Auffallend ist allerdings, dass der Einsatz dieser Methoden manchmal unbewusst erfolgt. 60% aller untersuchten Einrichtungen geben an, gezielt Präventionsarbeit zu machen. Von jenen, die dies nicht angeben, setzen allerdings viele Methoden ein, die als präventiv eingestuft sind (vgl. Kapitel 2.1).

4.2.1. Zielgruppen

Bei einer ersten Übersicht des Zielgruppenprofils der einzelnen Jugendorganisationen/-gruppen lässt sich feststellen, dass dieses sehr weitläufig und kaum alters- und/oder ausbildungsspezifisch ist.

Bei der Erfassung der Zielgruppen zeigt sich, dass insgesamt die Altersgruppe zwischen 15 und 19 Jahren am häufigsten durch Angebote der außerschulischen Jugendarbeit angesprochen wird. Für die verbandliche Jugendarbeit sind auch die 20- bis 24jährigen eine wichtige Zielgruppe. Mehr als drei Viertel der kontaktierten Jugendorganisationen geben an, diese Altersgruppe als Zielgruppe zu haben.³ Überdurchschnittlich häufig gibt es bei den verbandlichen Organisationen auch Angebote für die unter 10jährigen.

Grundsätzlich gibt es für alle angeführten Altersgruppen Angebote in der österreichischen Jugendarbeit. 16% der Organisationen und Jugendgruppen verstehen sich selbst sogar als Anbieter für alle Altersgruppen (von unter 10 bis über 29 Jahren) – es sind dies ausschließlich Gruppierungen der verbandlichen Jugendarbeit.

2%, der Einrichtungen und Gruppierungen, stehen nur männlichen und 3% stehen ausschließlich weiblichen Jugendlichen offen.

93% aller Jugendgruppen und –organisationen haben SchülerInnen als Zielgruppe, Lehrlinge finden in 88% der Einrichtungen Angebote, StudentInnen etwa noch in 8 von 10

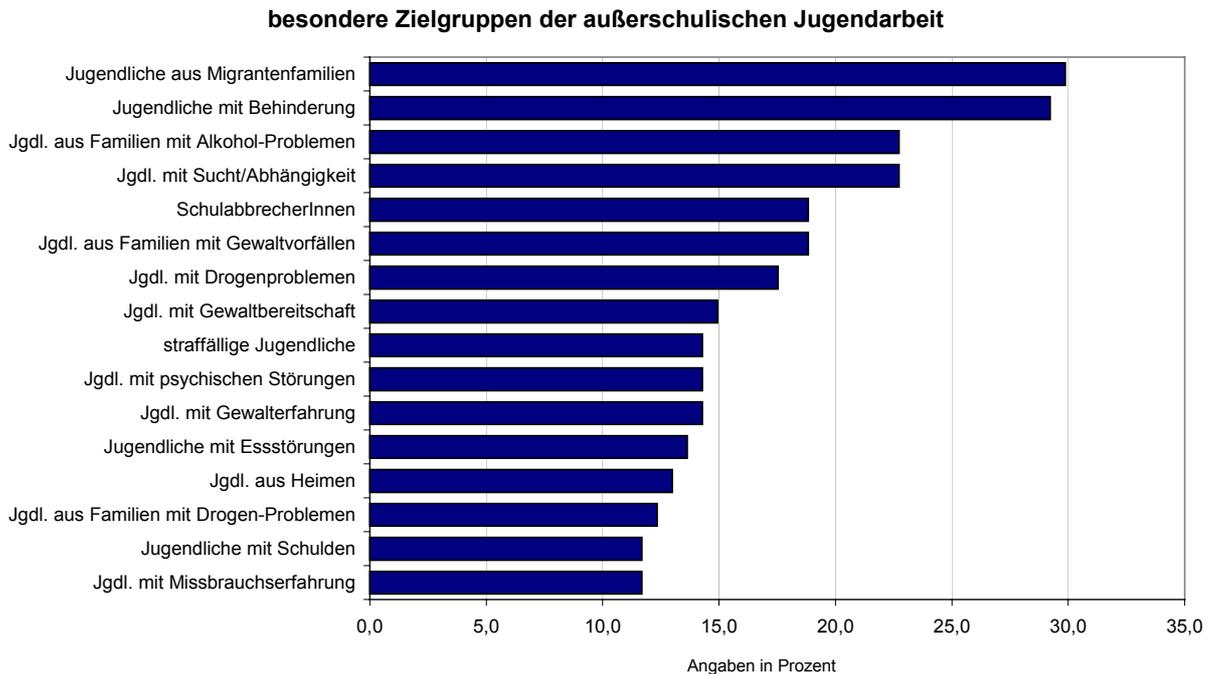
(siehe Diagramm 2 im Anhang). Fast drei Viertel (72%) der Gruppierungen sehen berufstätige resp. arbeitslose Jugendliche und junge Erwachsene von ihren Angeboten Gebrauch machen.

Die Jugendarbeit erreicht nach ihrer eigenen Einschätzung ein äußerst weites Feld von Jugendlichen, das auch „besondere Zielgruppen“ umfasst, die nach den Beschreibungen der Theorie der Präventionsarbeit, für einige Problembereiche höhere Gefährdungen aufweisen und daher Zielgruppen der sekundären Prävention darstellen (vgl. Kapitel 1.5).

Für alle „speziellen Zielgruppen“ – mit Ausnahme der Jugendlichen mit Behinderung – gilt, dass sich vor allem die offene Jugendarbeit mit diesen auseinandersetzt. Daraus lässt sich schließen, dass die offene Jugendarbeit sehr oft mit „Problemjugendlichen“ bzw. mit Jugendlichen, die – aus der Sicht der Präventionstheorie – als stärker gefährdet gelten, konfrontiert ist. Das hat unter Umständen Einfluss auf das Selbstbild der JugendarbeiterInnen in diesem Bereich der außerschulischen Jugendarbeit, und auch auf das Bild, das diese von den Jugendlichen in unserer Gesellschaft haben. Ebenso sind starke Auswirkungen auf die Herangehensweise an Jugendarbeit, an Prävention und an Bedürfnisse im Bereich Ausbildung zu erwarten.

- Mehr als ein Viertel aller Gruppierungen und Organisationen gibt an, dass MigrantInnenjugendliche zu ihrer Zielgruppe gehören. Für Einrichtungen der offenen Jugendarbeit gilt dies in einem wesentlich stärkeren Ausmaß; mehr als 40% dieser Einrichtungen sehen sich als Anlaufstelle für diese Gruppe.
- Für Jugendliche mit Behinderungen, die insgesamt fast ebenso häufig wie MigrantInnenjugendliche als Zielgruppe angeführt werden, fühlt sich die verbandliche Jugendarbeit am stärksten zuständig: Ein Drittel aller befragten Organisationen gibt an, Jugendliche mit Behinderung als Zielgruppe zu haben.
- Jugendliche mit Sucht/Abhängigkeit und Jugendliche aus Familien mit Alkoholproblemen zählen bei mehr als einem Fünftel aller untersuchten Einrichtungen zur Zielgruppe. In beiden Fällen sieht sich die offene Jugendarbeit am häufigsten mit diesen Jugendlichen konfrontiert.

³ Dieses Ergebnis wird aber sehr stark durch die Bundes- und Landesebene dieser Organisationen beeinflusst, da hier die Angebote für ihre eigenen MitarbeiterInnen zum Tragen kommen.



4.2.2. Inhalte und Methoden

Bei den in der Jugendarbeit verwendeten Methoden lassen sich klare Trends erkennen: Am beliebtesten sind derzeit Veranstaltungen, die sowohl im Rahmen der laufenden Arbeit als auch bei Projekten durchgeführt werden. Dabei stehen Feste, Parties oder Discos klar im Mittelpunkt des Interesses. Sportveranstaltungen, wie Turniere oder Sportwochenenden, sind ebenfalls sehr beliebt. Häufig genannt werden auch Weiterbildung und Workshops zu verschiedenen Themen.

Am zweithäufigsten kommen Methoden und Inhalte zur Anwendung, die von der Präventionstheorie als präventiv eingestuft werden (sofern sie mit dieser Intention eingesetzt werden). So gibt es bei fast neun von zehn Jugendorganisationen und Jugendgruppen Aktivitäten, die den Jugendlichen helfen sollen, ihr Selbstbewusstsein zu stärken und größere Selbstkontrolle zu erlangen.

Ebenfalls sehr häufig werden freizeit- oder erlebnispädagogische Methoden verwendet.

Bei der Mehrheit der Organisationen und Gruppen haben Jugendliche die Möglichkeit, kreativ Themen zu bearbeiten – durch Videos, Theaterstücke, Ausstellungen o.ä. Dabei beschäftigen sie sich vor allem mit „allgemeinen“ Themen wie „Kultur“, „Jugend“ oder „Umwelt“. Aber auch Themen, bei denen eine eigenständige kreative Auseinandersetzung als präventiv erachtet wird – wie „Gewalt“, „Sucht“ oder „Drogen“ – werden im Rahmen kreativer Arbeit behandelt.

Ebenfalls sehr häufig wird Beratung für Jugendliche angeboten. Mehr als 70% der Einrichtungen bieten sie im Rahmen von Projekten oder laufender Arbeit an. Dabei sind die meistgenannten Beratungsthemen aus dem Bereich „Arbeitsplatz, Beruf, Jobsuche“. An zweiter Stelle der Beratungsinhalte steht der Themenkomplex „Drogen, Alkohol, Sucht“ gefolgt von „Ausbildung, Schule, Studium“. Weitere Themen, die öfter in der Beratung Platz finden, sind „Beziehungen“, „Sexualität“, „Probleme in der Familie“ und „Zivildienst“. Relativ wenige – nur 5 – Nennungen entfallen auf den Bereich „Gewalt, Aggression, Konflikte“.

Mehr als die Hälfte der Gruppierungen gibt an, Aktionen durchzuführen, die das Ziel haben, für einen längeren Zeitraum auf ein gewohntes (Konsum)Verhalten zu verzichten. Diese Aktivitäten werden jedoch selten im Rahmen der laufenden Tätigkeiten durchgeführt, sondern haben meist Projektcharakter.

Die Methodenvielfalt in der österreichischen Jugendarbeit ist groß. Auch wenn das Durchführen von Veranstaltungen jene Aktivität ist, die am häufigsten genannt wurde, sind präventive Methoden in der Jugendarbeit sehr verbreitet. Auffallend ist in diesem Zusammenhang der hohe Partizipationsgrad der Jugendlichen in der Jugendarbeit – auch beim Thema Prävention. Jugendarbeit wird nicht (mehr) für, sondern mit Jugendlichen durchgeführt.

Tabelle 1: In der außerschulischen Jugendarbeit angewandte Methoden

Angaben in Prozent	Verbandliche Jugendarbeit	Offene Jugendarbeit	Jugend-initiativen	Total
Führen Veranstaltungen durch	97,7	98,8	90,9	95,6
Selbstbewusstsein stärken	90,9	91,3	75,8	88,7
Haben freizeit-/erlebnispädagogische Angebote	92,0	93,9	66,7	87,6
Jugendkulturarbeit	87,5	89,0	81,8	85,7
Jugendliche schaffen Freizeitangebote	90,9	82,9	81,8	85,1
Regelmäßige Treffen	88,6	84,0	72,7	83,1
Jugendliche machen Kreativarbeit	75,0	81,7	75,8	77,6
Jgdl. Setzen sich für Anliegen anderer Jgdl. Ein	85,2	72,8	81,8	77,5
Aufenthaltsräume aktiv mitgestalten	75,0	85,2	75,8	76,3
arbeiten mit benachteiligten Jugendlichen	64,8	80,5	63,6	73,3
Beratung für Jugendliche	64,8	75,3	72,7	72,5
Umweltschutz	81,8	54,9	42,4	64,0
Aktionen um (Konsum-)Verhalten zu ändern	65,9	65,9	45,5	60,9

Angaben in Prozent	Verbandliche Jugendarbeit	Offene Jugendarbeit	Jugendinitiativen	Total
Bewältigung von Stress/Angst	65,5	65,0	45,5	60,4
Angebote für weibliche Jugendliche	51,1	63,0	51,5	57,5
Fit für den Arbeitsmarkt	55,7	58,0	45,5	55,6
fördern Trainings von Jugendlichen	68,2	44,4	54,5	54,4
Jugendliche beraten Jugendliche	56,8	48,8	57,6	52,8
Jugendliche informieren Jugendliche	58,0	44,4	48,5	49,7
Angebote/Strategien für Umgang mit Aggression	50,0	54,3	33,3	48,8
Angebote für männliche Jugendliche	39,8	42,0	39,4	41,9
Jgdl. Für Ältere sozial tätig	47,7	34,6	22,6	39,2

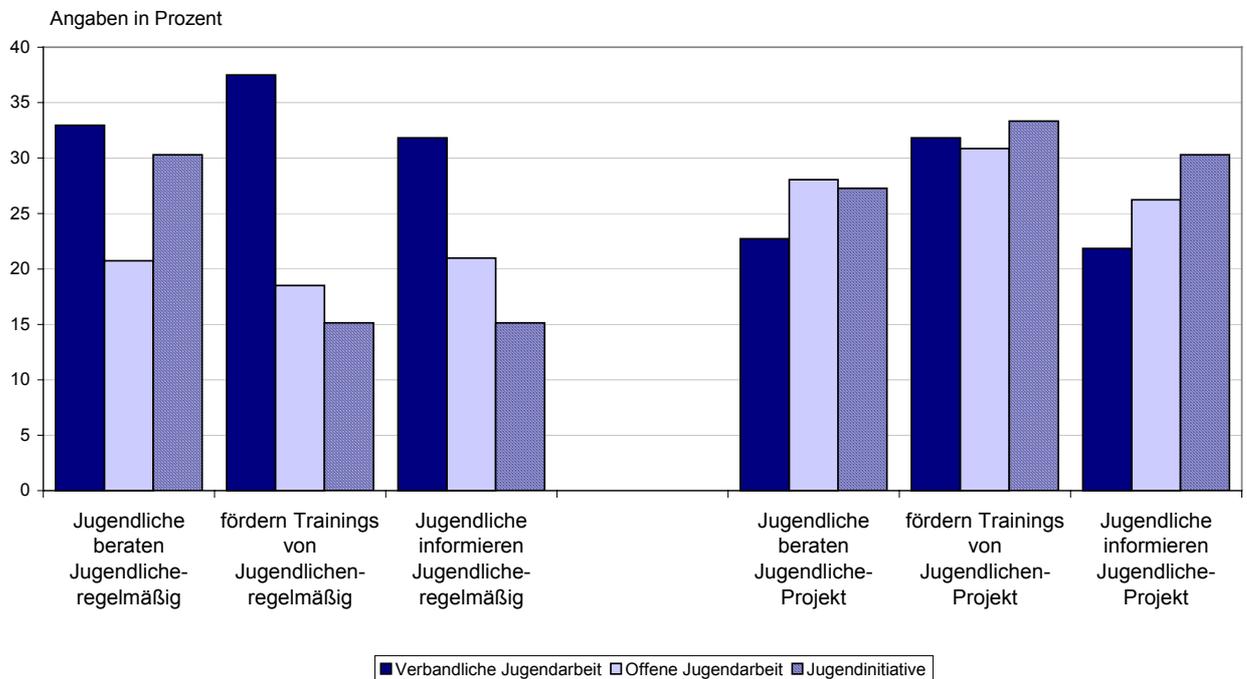
„Peer involvement“ Ansätze – „peer group education“, „peer counseling“ und die dazugehörigen „peer leader trainings“ – werden in der außerschulischen Jugendarbeit ebenfalls eingesetzt. Etwa jede zweite Gruppierung, die an dieser Untersuchung teilgenommen hat, arbeitet mit diesen Methoden.

Der Einsatz dieser Methoden, die ein peer involvement mit sich bringen, ist allerdings noch nicht mit einer gezielt präventiven Tätigkeit gleichzusetzen. Jugendliche beraten Jugendliche durchaus in Bereichen, die nichts mit Präventionsansätzen zu tun haben; es kann hier um Informationen über Computertechnik ebenso gehen, wie um Sport oder andere Freizeitangebote. Peer involvement Ansätze sind vielmehr ein Ausdruck des partizipativen Charakters in der Jugendarbeit.

Ein Indiz für den Einsatz von peer involvement im Rahmen präventiver Jugendarbeit ist die Förderung von Trainings, damit Jugendliche „lernen“, andere Jugendliche zu beraten. Diese Ansätze sind in der verbandlichen Jugendarbeit akzeptierter als in der offenen. So geben hier fast 40% an, peer leader trainings für ihre Jugendlichen zu fördern, in der offenen Jugendarbeit sind es nur halb so viele.

Die höhere Akzeptanz des peer involvement Ansatzes in der verbandlichen Jugendarbeit erkennt man auch daran, dass bei diesen Organisationen in der laufenden Tätigkeit zu einem höheren Prozentsatz peer Beratung und peer group education eingesetzt werden. Beim Einsatz dieser Methoden im Rahmen von Projekten sind die Prozentsätze bei offener und verbandlicher Jugendarbeit sowie bei Jugendinitiativen deutlich ähnlicher als im Rahmen der laufenden Arbeit.

Peer involvement Methoden in der außerschulischen Jugendarbeit



4.2.3. Informationsangebote

Informationen für Jugendliche bieten insgesamt mehr als drei Viertel aller untersuchten Einrichtungen zu zumindest einem abgefragten Thema an.

Wichtigste Themen dabei sind „Sucht“ und der „Missbrauch von legalen Drogen“, die jeweils von fast der Hälfte aller Gruppierungen behandelt werden (siehe Diagramm 11 im Anhang). Aber auch über die Themen „Missbrauch illegaler Drogen“ und „persönliche Krisen“ werden Jugendliche häufig informiert.

Jugendzentren und andere Einrichtungen der offenen Jugendarbeit bieten zu einem höheren Prozentsatz Informationen für Jugendliche an, als verbandliche Organisationen oder Jugendinitiativen.

Einrichtungen der außerschulischen Jugendarbeit, die auf Gemeindeebene aktiv sind, bieten öfter Informationen für Jugendliche an als solche, die bundeslandweit oder gar österreichweit tätig sind.

Informationen für JugendarbeiterInnen werden von Jugendgruppen/Organisationen deutlich seltener angeboten als für Jugendliche. Dabei dominieren die Themen „Missbrauch von legalen Drogen“ und „Sucht“, gefolgt von „Gewalt“, „Missbrauch illegaler

Drogen“, „sexueller Missbrauch“ und „Umweltschutz“ (vgl. Diagramm 12 im Anhang). Für alle genannten Themen bietet weniger als ein Fünftel der Organisationen Informationen für JugendarbeiterInnen an.

Österreichweit tätige Einrichtungen und Organisationen bieten nach ihrer Selbsteinschätzung deutlich öfter Informationen für JugendarbeiterInnen an; was auch nicht verwunderlich ist, stellen doch die MitarbeiterInnen der auf Ortsebene aktiven Einrichtungen gerade eine Zielgruppe dieser Informationsveranstaltungen.

Das Informationsangebot für Eltern (vgl. Diagramm 13 im Anhang) umfasst vorrangig die Themen „Missbrauch legaler Drogen“, (16% aller Jugendarbeitseinrichtungen), „Sucht“, „Missbrauch illegaler Drogen“, „Rechtsberatung“ und „Gewalt“.

Beim Informationsangebot für die Allgemeinheit (vgl. Diagramm 14 im Anhang) die unterschiedliche Prioritätensetzung bei der Themenauswahl auffallend. „Umweltschutz“, „Gewalt“ und „Missbrauch legaler Drogen“ liegen nun an der Spitze, vor „Sucht“, gefolgt von „Safe-Sex“. Für diese Zielgruppe sieht sich wiederum die verbandliche aber auch die offene Jugendarbeit zuständig – wobei sich hier klare Unterschiede in der Themenpriorität zeigen: Das Thema Umweltschutz liegt bei Einrichtungen der verbandlichen Jugendorganisationen an erster Stelle (20%). Die offene Jugendarbeit hingegen bietet zu fast einem Fünftel Informationen zum Thema „Missbrauch legaler Substanzen“ für die Allgemeinheit an und hat damit hier ihren Informationsschwerpunkt.

Die unterschiedliche Ausrichtung der Informationsangebote für die verschiedenen Zielgruppen zeigt einerseits auf, wie die außerschulische Jugendarbeit die Notwendigkeit von Information einschätzt, andererseits auch die Verbundenheit mit der jeweiligen Zielgruppe.

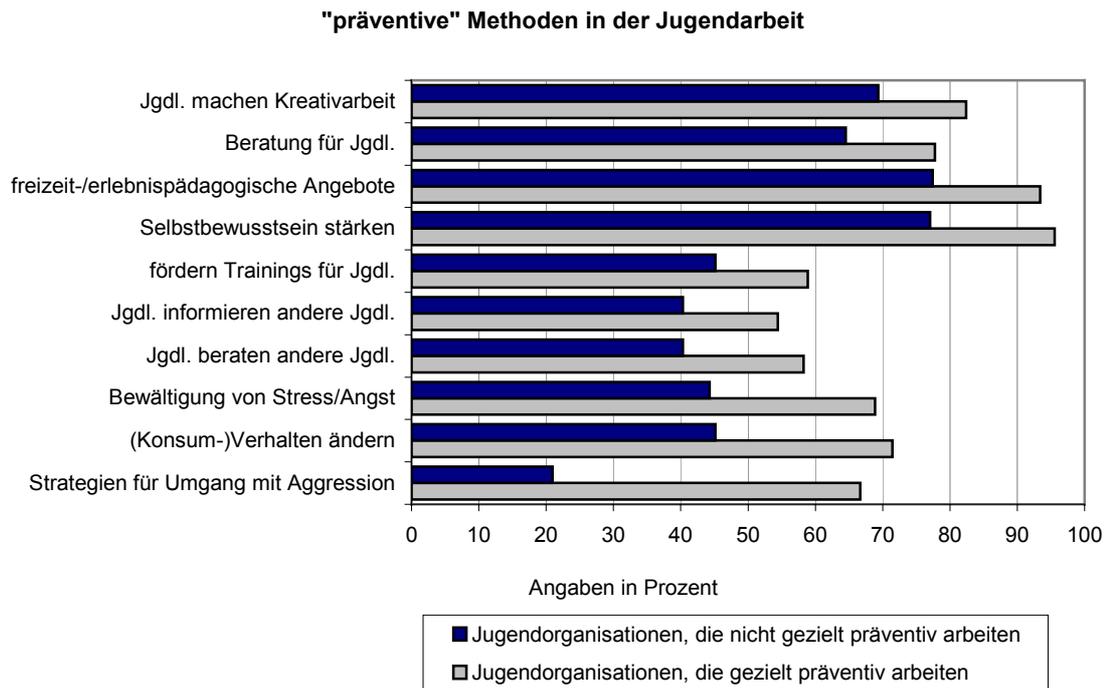
Informationen werden hauptsächlich den Jugendlichen, mit denen man arbeitet, geboten.

4.2.4. Präventionsarbeit

Gezielt arbeiten, nach eigener Einschätzung, 60% der befragten Organisationen und Gruppen präventiv.

Fast zwei Drittel der Organisationen und Jugendzentren, die sich der offenen Jugendarbeit zuordnen, fast 60% der verbandlichen Einrichtungen und etwas weniger als die Hälfte der Jugendinitiativen sind der Ansicht, gezielt präventiv tätig zu sein.

Allerdings verwenden viele Gruppierungen und Organisationen der Jugendarbeit, die nach eigener Einschätzung nicht gezielt präventiv arbeiten, trotzdem Methoden, die von PräventionsexpertInnen als präventiv beschrieben sind. Vor allem Angebote, die das Selbstbewusstsein der Jugendlichen stärken sollen, kommen zum Einsatz, auch wenn man nicht gezielt präventiv tätig sein will.

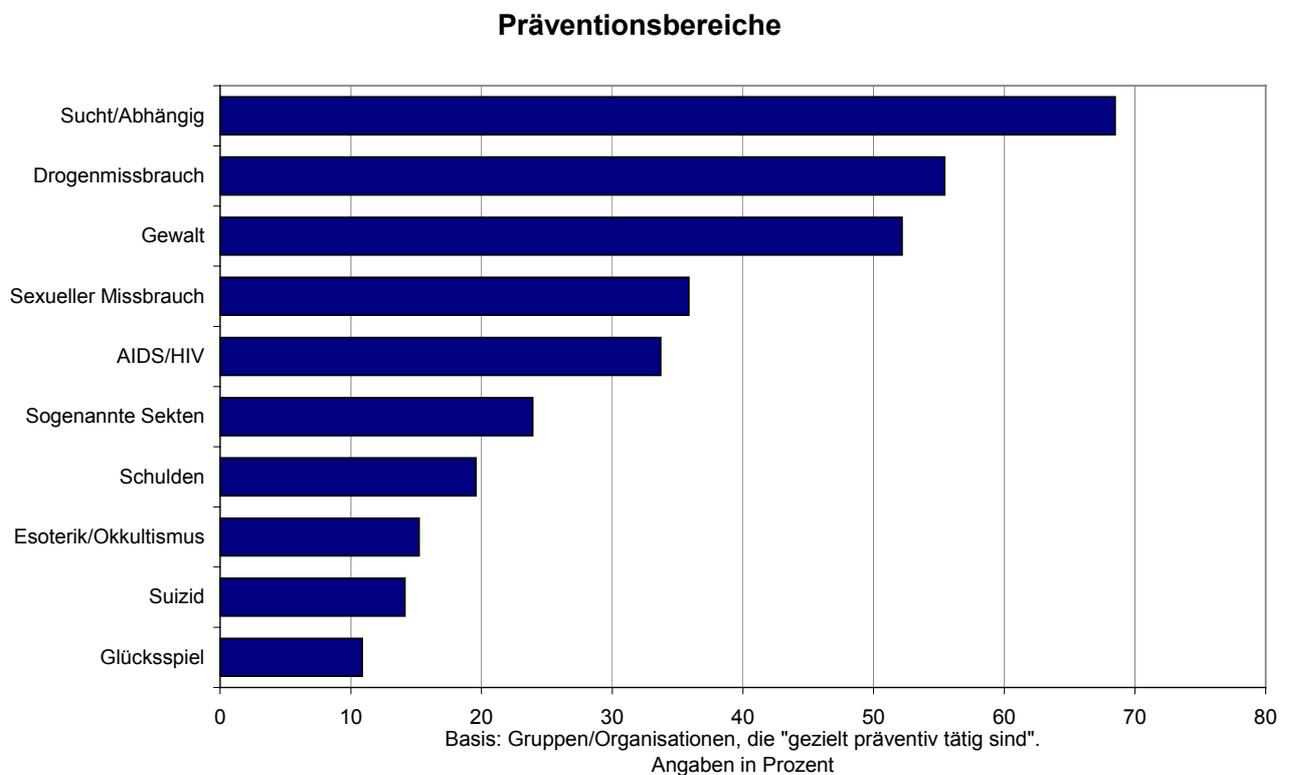


Bei der Behandlung des Themas „Umgang mit eigener Aggression“ ist der größte Unterschied zwischen gezielt Prävention anbietenden Gruppierungen und denjenigen, die dies nicht von sich sagen, festzustellen. Relevante Unterschiede bestehen auch noch bei Aktivitäten zur Bewältigung von Stress und Angst, bei bewusstem Verzicht auf gewohntes (Konsum)Verhalten und bei der Arbeit mit Jugendlichen mit Benachteiligungen. Beim Einsatz von Methoden, die von der Präventionstheorie nicht a priori als präventiv eingestuft sind, besteht kaum ein Unterschied. Es ist daher davon auszugehen, dass die Jugendorganisationen und –gruppen für präventive Zwecke Methoden der Präventionsarbeit tatsächlich gezielt einsetzen.

Auch beim Informationsangebot für Jugendliche gibt es einen Unterschied zwischen jenen Gruppen, die von sich behaupten, präventiv zu arbeiten und jenen, die das nicht tun: Jugendorganisationen, die präventiv arbeiten, bieten in allen untersuchten Gefährdungsfeldern deutlich häufiger Informationen für Jugendliche an.

Die Einrichtungen der außerschulischen Jugendarbeit arbeiten vorrangig im Bereich „Sucht/Abhängigkeit“ präventiv (siehe Diagramm 15 im Anhang). Zwei Drittel der Einrichtungen, die angeben, präventiv tätig zu sein, sind dies in diesem Gebiet. Mehr als die Hälfte der präventiv arbeitenden Gruppierungen macht Präventionsarbeit in den Bereichen „Drogenmissbrauch“ und „Gewalt“. „Sexueller Missbrauch“ und „AIDS/HIV“ sind die nächstwichtigsten Themen; hier ist jeweils etwas mehr als ein Drittel der gezielt Prävention durchführenden Einrichtungen tätig.

Weitere Bereiche, die als Präventionsfelder genannt werden, beinhalten „riskantes Freizeitverhalten“, „Rassismus“, „Kriminalität“ und „Sexualität“.



Die Methoden, die von den Jugendarbeitseinrichtungen als Präventionsmethoden genannt werden, gehen in erster Linie in Richtung „Information und Weiterbildung“ der Jugendlichen durch den Einsatz von Materialien wie Broschüren, aber auch durch Seminare, Workshops, Vorträge und Besuche von Beratungseinrichtungen.

Auch themenspezifische Diskussionen und Gespräche sowie die gezielte Stärkung des Selbstbewusstseins, sind öfters angewandte Methoden; und siebenmal wird explizit auf peer involvement Ansätze verwiesen – nämlich auf peer group education.

Diese relativ seltene Nennung von peer involvement Ansätzen zu präventiven Zwecken widerspricht nicht dem häufigen Einsatz von solchen Ansätzen in der allgemeinen Arbeit, wie er in 4.2.2 dargestellt ist. Vielmehr wird aus dem Gegensatz deutlich, dass direkte Beteiligung Jugendlicher nicht bloß eine Methode für präventive Jugendarbeit ist, sondern in vielen Bereichen eingesetzt werden kann – und wird – die nichts mit Prävention zu tun haben.

Tabelle 2: Die häufigsten Nennungen der angewandten Methoden:

Methoden	Anzahl der Nennungen	Laut Theorie präventiv
Einzelberatung	24	
Seminare/Weiterbildung	18	Ja (Information)
Workshops	14	Ja (Information)
Gruppenarbeit	14	
Infomaterial (Poster/Broschüren/etc.)	13	Ja (Information)
Diskussionen	12	
Vorträge	11	Ja (Information)
Freizeit-/Erlebnispädagogik	10	Ja
Stärkung des Selbstbewusstseins	9	Ja
Information	8	Ja (Information)
Peer group education	7	Ja
Projekte	7	
Kreativarbeit	4	
Konfliktlösung	2	
MultiplikatorInnen Schulung	2	

Fast zwei Drittel aller Jugendarbeitseinrichtungen sind gezielt präventiv tätig, wobei das Thema „Sucht/Abhängigkeit“ am öftesten behandelt wird.

In der präventiven Jugendarbeit kommen viele Methoden zum Einsatz, die auch aus der Sicht der ExpertInnen dazu geeignet erscheinen.

4.2.5. Prävention als gesamtgesellschaftliche Aufgabe

Bei der Frage, wer in den verschiedenen Präventionsfeldern aktiv sein soll, zeigt sich, dass niemand in der Gesellschaft von dieser Aufgabe entbunden wird. Die Präventionsbereiche, für welche sich die verschiedenen Gruppen/Organisationen zuständig fühlen, geben einen Einblick in die Selbstzuschreibung der Aufgaben, die in der Jugendarbeit erfüllt werden müssen.

Generell sieht man aber andere Institutionen und Bezugspersonen der Jugendlichen in allen Präventionsfeldern mehr gefordert als die eigene Gruppe/Jugendorganisation.

- Beim Thema Gewalt sind die Eltern am stärksten gefordert, außerdem sollte die Schule wichtige Präventionsaufgaben in diesem Bereich übernehmen, danach folgen Präventionseinrichtungen und die eigene Organisation.
- Prävention von Drogenmissbrauch möchte man gerne in den Händen der Präventionsstellen sehen hier fordern die meisten Organisationen den Einsatz von ExpertInnen. Fast ebenso wichtig wird aber wiederum die Rolle der Eltern eingestuft.
- Beim allgemeineren Bereich der Suchtprävention sieht man die Eltern am meisten gefordert. Prävention durch spezielle Stellen wird am zweithäufigsten gefordert, an dritter Stelle folgt die Schule.
- Sexuellem Missbrauch sollte vor allem in der Familie vorgebeugt werden, danach ist Schule in diesem Feld ebenso stark gefordert wie Präventionseinrichtungen. Jugendarbeit stellt hier nur für etwa die Hälfte der Befragten Raum für Prävention zur Verfügung, wobei man die eigene Einrichtung mehr gefordert sieht, als andere Jugendgruppen oder –organisationen.
- Auch AIDS/HIV-Prävention wird nicht als primäre Aufgabe der Jugendarbeit gesehen – weniger als die Hälfte der Einrichtungen sieht die außerschulische Jugendarbeit dafür zuständig. Für Vorbeugung in diesem Feld sollte die Schule sorgen – danach folgen Eltern und Präventionsstellen.
- Schule ist in der Einschätzung der Jugendgruppen/-organisationen auch für Prävention bei sogenannten Sekten primär zuständig. Deutlich dahinter folgen die Eltern als zweitwichtigste Anlaufstelle, noch vor Präventionsstellen. Die eigene Einrichtung wird nur von etwa 40% als zuständig eingestuft, was sie insgesamt an die letzte Stelle bringt.
- Ähnlich verhält es sich beim Bereich Okkultismus/Esoterik; auch hier wird die Aufgabe der Prävention in erster Linie dem Schulsystem zugeordnet, noch vor Eltern und Präventionseinrichtungen. Grundsätzlich wird hier der Präventionsbedarf geringer angesehen als bei „sogenannten Sekten“.
- Die Eltern sind bei Vorbeugung im Bereich Glücksspiel am stärksten, ExpertInnen aus Präventionseinrichtungen am zweithäufigsten gefragt. Schule, andere und auch die eigene Jugendorganisation (in dieser Reihenfolge) können hier nach Ansicht der Interviewten viel weniger ausrichten.
- Sehr interessant ist die Aufgabenzuordnung beim Bereich Suizid. Primär sollen hier die Eltern Präventionsarbeit leisten, an zweiter Stelle aber die Präventionseinrichtungen – die an sich gar nicht viel Kontakt zu Jugendlichen

haben – noch vor den Schulen. Die eigene Organisation/Gruppe folgt an letzter Stelle.

- Nach dem gleichen Schema wird auch die Aufgabe, Prävention vor Schulden zu bieten, aufgebaut: an erster Stelle die Eltern, dann Präventionsstellen, Schule, andere Jugendorganisationen und schließlich die eigene Gruppierung.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass man in allen Bereichen andere Einrichtungen mehr gefordert sieht als die eigene Gruppe/Jugendorganisation.

Am meisten zuständig fühlt man sich für die Prävention in den Bereichen „Sucht“, „Gewalt“ und „Drogenmissbrauch“, gefolgt von „sexuellem Missbrauch“. Im Bereich „Glücksspiel“ sieht man in der eigenen Organisation die geringste Kompetenz. (siehe Diagramme 16 bis 20 im Anhang.)

Es ist sicher positiv zu bewerten, dass sich die außerschulische Jugendarbeit nicht für jeden Bereich der Prävention zuständig fühlt, da präventive Jugendarbeit nur ein Teil der Jugendarbeit sein sollte und nicht alle anderen Aufgaben der Jugendarbeit – wie Schaffung von Freizeitangeboten, Partizipationsangeboten etc. – in den Hintergrund drängen sollte. Außerdem muss man sich die Frage stellen, ob JugendarbeiterInnen mit der Behandlung einiger der Themen nicht massiv überfordert wären.

4.2.6. Weiterbildung zum Thema Prävention

Bei den Fragen zum Thema Aus- und Weiterbildung⁴ im Präventionsbereich, zeigte sich, dass das Wissen über Angebote zur Qualifizierung noch ausbaufähig. Zwei Drittel aller Befragten kennen derartige Aus- und/oder Weiterbildungsangebote. Diese Kenntnis ist aber sehr ungleich verteilt: Personen, die in der verbandlichen Jugendarbeit tätig sind, kennen diese Angebote wesentlich seltener (56%) als MitarbeiterInnen der offenen Jugendarbeit (75%).

Augenfällig wird die Problematik der Qualifizierung und des Einsatzes von präventiven Methoden in der außerschulischen Jugendarbeit, wenn man den Zusammenhang von Kenntnis über Weiterbildungsangebote und den gezielten Einsatz von Prävention in Beziehung setzt:

⁴ Die Verwendung des Begriffs „Ausbildung“ ist in diesem Zusammenhang an sich inkorrekt, da mit diesem Terminus eine bestimmte Berufseignung verknüpft ist. Da der Begriff jedoch landläufig für „Weiterbildung“ verwendet wird, wurde er auch bei der Befragung eingesetzt. Im Rahmen dieses Berichts wird auf die Verwendung des Wortes zur Beschreibung von Qualifizierungsmaßnahmen verzichtet, sofern es nicht im Rahmen der qualitativen Erhebung (vgl. Kapitel 5 und 6) von den TeilnehmerInnen selbst gebraucht wurde.

Tabelle 3: Zusammenhang von Kenntnis über Qualifizierung und Präventionsarbeit

Angaben in Spaltenprozent		Kennen Sie Angebote zur Weiterbildung im Bereich Prävention?	
		Ja	nein
Machen Sie gezielt Präventionsarbeit?	ja	70,5 %	36,0 %
	Nein	29,5 %	64,0 %

Aus der Tabelle geht hervor, dass 70,5% jener, die Angebote zur Weiterbildung kennen, auch gezielt Prävention machen. Jedoch macht, laut diesen Daten, auch mehr als ein Drittel derjenigen, die kein Wissen über Fortbildungsangebote haben, nach eigener Einschätzung gezielt präventive Arbeit.

Hier stellen sich die Fragen, ob diese JugendarbeiterInnen die Inhalte und Methoden der Prävention auf anderem Weg erlernt haben (Bücher; Lernen durch Anwendung innerhalb der Organisation, Selbststudium, etc.), oder ob sie intuitiv die (richtigen) Methoden anwenden. Möglicherweise wenden sie jedoch auch ungeeignete Methoden in ihrer präventiv ausgelegten Jugendarbeit an. Um diesem fakultativ negativem Umstand vorzubeugen, sind Adaptionen der Qualifizierungsschemata der außerschulischen Jugendarbeit zu überlegen.

Bekannt sind eine Reihe verschiedener Anbieter für Weiterbildung zum Thema Prävention: Neben der eigenen Organisation, die häufig genannt wird, sind es die Landesjugendreferate, die Jugendinfostellen, die Fachstellen zur Suchtprävention, die Sozialakademien, die Exekutive oder auch das Jugendrotkreuz.

Die meisten Angebote sind zum Thema „Sucht“ bekannt, seltener kennt man Weiterbildungsangebote zu „Gewalt“, „AIDS/HIV“, „Drogen“, „sexuellem Missbrauch“ und „sogenannten Sekten“.

Ähnlich verhält es sich mit den absolvierten Fortbildungen: Auch hier liegt „Suchtprävention“ an der Spitze der Themenliste – meist bei einer der Fachstellen für Suchtprävention – gefolgt von „Drogen“ und „Gewaltprävention“.

Etwa 50% der Befragten wünschen sich spezielle Themen für Fortbildung im Bereich Prävention.

Von denjenigen, welchen bereits Weiterbildungsangebote bekannt sind, wird am stärksten nach mehr Angeboten zum Thema „Gewalt“ verlangt; gefolgt von „Sucht“ und „sexuellem Missbrauch“. Öfters genannt wurden auch die Themen „Drogen“, „Essstörungen“ und „sogenannte Sekten“.

Aus dem Wunsch nach mehr Angeboten zu diesen Präventionsthemen kann man schließen, dass man entweder mit der Angebotsqualität oder auch –dichte bisher nicht zufrieden war, oder aber, dass die JugendarbeiterInnen zu wenig Informationen über spezielle Qualifizierungsangebote seitens der Präventionseinrichtungen bekommen. Einige der Befragten meinen, die Angebotspalette sei groß genug und man müsse nur auswählen.

Diejenigen, denen keine Angebote zur Weiterbildung zur Prävention bekannt sind, möchten solche zu den Themen „Gewalt“, „Sucht“ und „Drogen“. Öfters wünscht man sich auch Angebote zur Weiterbildung bei „Schuldenprävention“.

Am häufigsten wünscht man sich die Qualifizierungsmaßnahmen im Bereich Prävention in Form von Seminaren. Mehr als 80% der Befragten begrüßen diese Form der Weiterbildung. Die Hälfte der Befragten möchte Informationen und Weiterbildung in Form von Broschüren angeboten bekommen; nur mehr 43% möchten Skripten und/oder Bücher, und weniger als 30% wünschen sich Präventionsfortbildung in Form einer Grundausbildung.

Mangelndes Interesse an der Thematik ist nur sehr selten Hinderungsgrund, um Weiterbildungsangebote wahrzunehmen (siehe Diagramm 21 im Anhang). Insgesamt nur 8% meinen, dass sie deshalb nicht von diesen Angeboten Gebrauch machen. Wobei das Interesse im Feld der Jugendinitiativen geringer (13% haben kein Interesse) ist als in der verbandlichen (11%) oder offenen (8%) Jugendarbeit.

Mangelnde Zeitressourcen in der Jugendarbeit sind für mehr als 80% Grund für ihre Nicht-Teilnahme. Dabei fühlen sich die MitarbeiterInnen der verbandlichen Jugendarbeit am meisten unter Zeitdruck; knapp 90% geben dies als Ursache an. Mangelnde Information wird nur von einem Fünftel der Befragten als Grund genannt.

Kosten sind für etwa die Hälfte der Interviewten ein Grund, nicht teilzunehmen.

Um Präventionsarbeit leisten zu können braucht es Aus- und Weiterbildung. Der Wunsch danach ist vorhanden. Gefordert werden verstärkt Bildungsangebote zu den Themen „Sucht“, „Gewalt“, „Drogen“ und „sexueller Missbrauch“.

Diese Bildungsangebote sollten in erster Linie in Form von Seminaren angeboten werden. Die Kenntnis über vorhandene Angebote für Aus- und/oder Weiterbildung ist zwar bei zwei Drittel der Organisationen gegeben, mangelnde Zeitressourcen und Kosten tragen aber dazu bei, dass die Angebote nicht optimal ausgenutzt werden.

4.3. Interpretation der quantitativen Untersuchung

- Die außerschulische Jugendarbeit setzt eine Fülle von Methoden ein, die auch in der Präventionsarbeit Verwendung finden. Von Prävention kann aber erst gesprochen werden, wenn der Einsatz dieser Methoden zielgerichtet „präventiv“ erfolgt.
- 60% der an der Befragung teilnehmenden Jugendorganisationen/-gruppen gibt an, gezielt präventiv tätig zu sein. Als wesentliche Felder ihrer präventiven Tätigkeit führen sie „Sucht/Abhängigkeit“, „Drogenmissbrauch“ und „Gewalt“ an. Daraus lässt sich ableiten, dass dies jene Gefährdungen sind, die von der außerschulischen Jugendarbeit derzeit als die wichtigsten und problematischsten angesehen werden.
- In erster Linie werden im Rahmen präventiver Tätigkeit Informationen zu Gefährdungen angeboten.
- Peer involvement Ansätze kommen zwar zum Einsatz, werden jedoch nur selten zielgerichtet in der präventiven Jugendarbeit verwendet.
- Bedarf an Qualifizierung im Bereich der Präventionsarbeit wird von Seiten der außerschulischen Jugendarbeit eindeutig postuliert.
- Die Kenntnis über Fortbildungsangebote ist verbesserungswürdig. Hier besteht der Bedarf zu mehr Öffentlichkeitsarbeit von Seiten der Anbieter von Qualifizierungsmaßnahmen.
- Außerschulische Jugendarbeit will sich nicht der Verantwortung entziehen, präventiv tätig zu sein, sieht aber auch andere Institutionen – letztendlich die „gesamte Gesellschaft“ – dazu verpflichtet, Prävention zu unterstützen.

5. Qualitative Untersuchung: ExpertInnenworkshops

Manfred Zentner

5.1 Workshop A: ExpertInnen der Jugendarbeit

In diesem Studienmodul wurden im Rahmen eines Workshops Meinungen und Einstellungen von ExpertInnen der außerschulischen Jugendarbeit zu präventionsspezifischen Themen exploriert. Besondere Berücksichtigung fand dabei die Einschätzung und Bewertung von Prävention im gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang sowie die Wahrnehmung einer präventiven Verantwortung seitens der außerschulischen Jugendarbeit. Darüber hinaus wurde der Handlungsbedarf im präventionsspezifischen Fortbildungsbereich erhoben.

Dieser Workshop mit ExpertInnen der außerschulischen Jugendarbeit stellt den ersten Teil des Studienmoduls „ExpertInnenworkshops“ dar.

Die in diesem Abschnitt 4.1 präsentierten Ergebnisse werden in einem weiteren Forschungsschritt mit den Ergebnissen eines zweiten Workshops, der mit ExpertInnen der Präventionsarbeit durchgeführt wird, verglichen.

Ziel dieses Vergleichs ist es, hinsichtlich der Einschätzung und Bewertung von präventiven Zusammenhängen, Gemeinsamkeiten zwischen der außerschulischen Jugendarbeit und der Präventionsarbeit aufzuzeigen, aber auch Unterschiede herauszuarbeiten und basierend darauf, Vorschläge für mögliche kooperative Vorgehensweisen zu entwickeln.

5.1.1. Themen und Ablauf

Behandelt wurden in offener Diskussion folgende Fragestellungen:

- Wie sieht derzeit Präventionsarbeit in Jugendorganisationen, Jugendzentren und Jugendinitiativen aus?
- Machen JugendarbeiterInnen gezielte Präventionsarbeit?
- Halten JugendarbeiterInnen Prävention für notwendig und sinnvoll?
- Inwieweit fühlen sich JugendarbeiterInnen für Prävention zuständig?
- Welche Methoden werden in der Jugendarbeit derzeit angewandt?
- Welche Unterstützung braucht außerschulische Jugendarbeit, um präventiv tätig sein zu können?
- Fühlen sich JugendarbeiterInnen kompetent genug, um Prävention machen zu können?

- Welche Weiterbildungsangebote im Rahmen der Prävention braucht außerschulische Jugendarbeit?

5.1.2. Setting

Der Workshop mit MitarbeiterInnen der außerschulischen Jugendarbeit fand am 12. März 2003 in Salzburg statt.

Die kontaktierten Einrichtungen resp. ihre MitarbeiterInnen bekundeten generell sehr großes Interesse, sich an diesem Workshop zu beteiligen. Einige konnten jedoch aus organisatorischen Gründen nicht am Workshop teilnehmen:

- Die hauptamtlichen JugendarbeiterInnen, die nicht teilnehmen konnten, führten als Hauptgrund knappe Personalressourcen an (durch ihre Teilnahme wäre der laufende Betrieb in ihrer Einrichtung in vielen Fällen nicht aufrecht zu erhalten gewesen).
- Die ehrenamtlichen JugendarbeiterInnen, die nicht teilnehmen konnten, führten berufliche Gründe an (sie konnten ihrer Arbeit nicht fern bleiben bzw. einen Urlaubstag nehmen).

Insgesamt nahmen 10 JugendarbeiterInnen aus der verbandlichen und der offenen Jugendarbeit sowie VertreterInnen von Jugendinitiativen an dem ExpertInnenworkshop teil:

- 4 VertreterInnen der verbandlichen Jugendarbeit auf Bundes- und auf Landesebene
- 4 MitarbeiterInnen aus der Jugendzentrumsarbeit
- 2 VertreterInnen aus Jugendinitiativen resp. aus regionalen Koordinierungsstellen

5.1.3. Die Kernergebnisse des Workshops

a) Jugendarbeit darf nicht auf Prävention reduziert werden.

Nach Ansicht der JugendarbeiterInnen hat Jugendarbeit an sich bereits präventiven Charakter. Sie betonen jedoch zugleich, dass Jugendarbeit mehr ist als Prävention.

b) Gezielte Präventionsarbeit kann nur durch Fachlichkeit garantiert werden.

Wenn man in der außerschulischen Jugendarbeit gezielt Prävention macht, kann dies nach Meinung der JugendarbeiterInnen nur mit fachlicher Unterstützung von PräventionsexpertInnen erfolgen.

c) Bildungsangebote müssen an die Bedürfnisse der Jugendarbeit angepasst werden.

Die JugendarbeiterInnen zeigen grundsätzlich großes Interesse an speziellen Ausbildungen zum Thema Prävention. Aus- und Weiterbildungsangebote werden aber nicht entsprechend wahrgenommen; einerseits weil Informationsdefizite bestehen, andererseits aber auch aufgrund mangelnder zeitlicher und finanzieller Ressourcen.

Themenbereiche, in denen Weiterbildungsangebote gefordert werden, sind in erster Linie Gewalt und Sucht, aber auch Umgang mit Tabuthemen wie Suizid oder sexueller Missbrauch. Auf Essstörungen wird nicht explizit verwiesen.

Im Folgenden werden die Detailergebnisse des Workshops dargestellt.

5.1.4. Prävention in der Jugendarbeit

Die TeilnehmerInnen des Workshops sehen Prävention als eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe an. Aus diesem Grund muss sich auch die außerschulische Jugendarbeit dieser Aufgabe stellen. In ihr wird daher u.a. auch Prävention gemacht¹.

Der Zugang zu Prävention variiert – wie die Diskussionsbeiträge der JugendarbeiterInnen zeigen – in der Jugendarbeit allerdings sehr stark.

¹ Explizit genannt wurde ein eigenes Qualifizierungsprojekt für die MitarbeiterInnen der eigenen Jugendorganisation zum Thema „Umgang mit Risiko“. Informationsprojekte zu „Sucht“ und „Missbrauch von Alkohol“ wurden ebenso erwähnt, wie Aktivitäten zur Rassismusprävention. Aus der Sicht der MitarbeiterInnen der Jugendzentren ist der „offene Betrieb“ des Jugendzentrums an sich schon Prävention – in erster Linie für die Bereiche Gewalt und Kriminalität.

Vor allem in der Darstellung der Zielgruppen präventiver Angebote zeigen sich zentrale Wahrnehmungsunterschiede: Während für die offene Jugendarbeit in erster Linie sozial benachteiligte Jugendliche die Zielgruppe ihrer Präventionsaktivitäten darstellen, bieten verbandliche Jugendorganisationen primär ihre Präventionsprojekte nicht benachteiligten Jugendlichen an.

Die Beschreibungen der Zielgruppen reichen von „*Politiker und Gemeindeverantwortliche, denen man erst die Notwendigkeit und Sinnhaftigkeit der Jugendarbeit erklären muss*“ bis „*Funktionäre auf Ortsebene*“, und von „*Eltern türkischer Mädchen, die auch irgendwie mitbestimmen, wann und wie das Programm ablaufen kann*“, über „*Jugendliche aus der Gemeinde, von 12 bis 20*“ bis zu „*Migrantenjugendlichen, die im offenen Betrieb am Nachmittag da sind*“. Auffallend ist bei dieser Beschreibung der Zielgruppen, dass eine Reihe von Erwachsenen angesprochen wird, um diese zunächst von der Notwendigkeit von Prävention überzeugen zu können.

In der Wahl der Methoden zeichnen sich ebenfalls unterschiedliche Zugänge ab:

- ein Teil der WorkshopteilnehmerInnen bietet in erster Linie Information zu präventionsrelevanten Themen an – durchaus auch unter Einbindung von PräventionsexpertInnen;
- ein anderer Teil versucht, durch gezielten Einsatz von peer involvement Ansätzen und anderen speziellen Methoden der Prävention, mit Jugendlichen gemeinsam ein präventionsrelevantes Thema zu bearbeiten.

Themenspezifische Arbeit ist aus der Sicht der WorkshopteilnehmerInnen fast immer anlassbezogen. D.h. immer dann, wenn die JugendarbeiterInnen erkennen, dass in ihrem (weiteren) Arbeitsumfeld Probleme auftreten – z.B. Vandalismus, Rassismus, Missbrauch legaler oder illegaler Drogen, werden spezifische Aktionen (Diskussionsabende, Vorträge etc.) gesetzt. Dabei werden auch Kooperationen mit anderen Jugendorganisationen und Präventionseinrichtungen aufgebaut.

Darüber hinaus betonen die WorkshopteilnehmerInnen, dass neben gezielter Präventionsarbeit auch nicht gezielt präventive Aktivitäten wie ein „Zur-Verfügung-Stellen“

* *Kursiv* gesetzte Passagen in dem Bericht kennzeichnen wörtliche Zitate von WorkshopteilnehmerInnen. In diesen wörtlichen Zitaten wird nicht automatisch geschlechtsneutrale Sprache verwendet, um den bewussten Einsatz solcher Formulierungen durch die DiskussionsteilnehmerInnen deutlich machen zu können!

Alle in diesem Kapitel wiedergegebenen Aussagen wurden im Rahmen der ExpertInnenworkshops von den TeilnehmerInnen getätigt; sie spiegeln daher die Einstellungen und Meinungen der Interviewten wider, nicht automatisch die der Autoren.

von zielgruppengerechten Angeboten für Jugendliche einen präventiven Charakter haben können.

In der außerschulischen Jugendarbeit werden folgende, von der Präventionstheorie definierte, Präventionsstufen aufgegriffen:

- Primärprävention für Jugendliche, die keiner besonderen Gefährdung unterliegen,
- Sekundärprävention für speziell gefährdete Gruppen und
- allgemeine Gesundheitsförderung².

Dieser Unterschied und dessen theoretisch fundierte Gliederung in verschiedene Präventionsstufen ist den JugendarbeiterInnen jedoch kaum bewusst bzw. nicht allgemein bekannt.

5.1.5. Bedeutung von Prävention für die JugendarbeiterInnen

Viele der JugendarbeiterInnen kennen die – für sie nur akademisch erscheinende – Unterscheidung zwischen primärer, sekundärer und tertiärer Prävention nicht. So wird Jugendarbeit in dem Workshop als „*quasi post-präventiv*“ beschrieben, weil „*die Jugendarbeit Feuerwehr spielen muss, wenn irgendwas bei den Jugendlichen schief gegangen ist, aber was soll man denn da noch machen.*“

Vor allem für die offene Jugendarbeit stellt sich „Prävention“ fast ausschließlich als Sekundär- und Tertiärprävention dar, denn sie muss sich häufig mit problemhaftem Verhalten Jugendlicher auseinandersetzen.

Primärprävention betreibt sie ihrer Ansicht nach zwar auch, jedoch kann hier kein spezielles Sachgebiet genannt werden, da es sich in erster Linie um „allgemeine“ Jugendarbeit mit dem Ziel einer Selbstwertsteigerung der Jugendlichen handelt.

In der offenen Jugendarbeit wird, ihrer Ansicht nach, oft „*Jugendsozialarbeit*“ gemacht. „*Da kann man gar nicht selbst etwas machen; wir vermitteln die Jugendlichen dann weiter an Beratungsstellen.*“

Die MitarbeiterInnen der verbandlichen Jugendarbeit ziehen eine klare Trennlinie zwischen – wie sie es nennen – „*problemorientierter Präventionsarbeit*“, die meist anlassbezogen betrieben wird, und „*stärkenorientierter Präventionsarbeit*“.

² Zu der Unterscheidung in verschiedene Präventionsstufen sowie zum Begriff „Gesundheitsförderung“ siehe Kapitel 1.2

- Unter „problemorientierter Prävention“ verstehen sie, dass in der „Gesellschaft“ zunächst ein Verhalten als problematisch definiert wird („*wer definiert das eigentlich?*“), und danach versucht wird, dieses Verhalten zu verhindern oder zu unterbinden.
- „Stärkenorientierte Prävention“ ist ihrer Meinung nach themenunabhängig und verfolgt das Ziel – auf den Stärken einer Person aufbauend – einen reflektierten Umgang mit den jeweils eigenen Verhaltensweisen nahezubringen, und so Gefährdungen zu minimieren.

Nach Ansicht der WorkshopteilnehmerInnen setzt Prävention in der Jugendarbeit derzeit großteils problemorientiert an. In diesem Zusammenhang verweisen sie auf von ihnen durchgeführte Informationsveranstaltungen, die sie selbst als primärpräventiv einstufen. Gefordert wird ein Umdenken der PräventionsexpertInnen: Weg von problem-orientierten Ansätzen hin zu stärkenorientierten Methoden, welche die Lebensqualität der Zielgruppe steigern sollen und somit als Gesundheitsförderung zu sehen wären. In diesem Zusammenhang wird von den WorkshopteilnehmerInnen – halb im Ernst, halb im Spaß – die Einführung einer weiteren, akzeptierten Präventionsstufe gefordert, die noch vor Primärprävention stehen solle. *„Wir nennen sie einmal nulläre Prävention – da sollen sich dann die Experten einen richtigen Namen überlegen.“*

Eindringlich gewarnt wird vor einer Instrumentalisierung der Jugendarbeit. Nach Ansicht der TeilnehmerInnen besteht die Gefahr, dass nicht mehr im Interesse der Jugendlichen Angebote geschaffen würden, sondern aus gesellschaftspolitischem Kalkül und Förderinteressen heraus.

JugendarbeiterInnen unterscheiden in ihrem betont praxisbezogenen Verständnis von Prävention nicht wie die Präventionstheorie zwischen primärer, sekundärer und tertiärer Prävention, sondern zwischen „problemorientierter“ und „stärkenorientierter“ Prävention. Generell streben sie eine Anerkennung einer stärkenorientierten Jugendarbeit als Teil der Prävention (resp. der Gesundheitsförderung) an; zugleich betonen sie, dass Jugendarbeit nicht instrumentalisiert werden und ihren ursprünglichen Sinn – nämlich für die Jugend zu arbeiten – einbüßen dürfe.

5.1.6. Methoden und Inhalte

Die gezielt eingesetzten Methoden umfassen Beziehungsarbeit, erlebnispädagogische Methoden, „Empowerment“, Diskussionsveranstaltungen und Workshops, Ausstellungen und andere Informationsveranstaltungen. Aber auch peer involvement Ansätze kommen zum Einsatz; so wird beispielsweise mit peer group education gearbeitet. Dabei wird als wichtig angesehen, dass man bei Methoden, mit denen man nicht vertraut ist, Fachkompetenz zu kauft: Externe TrainerInnen werden für gezielte Weiterbildung oder auch zu Vorträgen und Workshops eingeladen.

Nicht für alle Präventionsfelder sind den JugendarbeiterInnen Unterstützungsangebote von ExpertInnen bekannt. Sie versuchen daher, selbst Methoden zu entwickeln oder sich an anderen Jugendeinrichtungen – auch auf internationaler Ebene – zu orientieren, und deren Methoden zu kopieren.

„Wichtig ist, dass man Präventionsarbeit bewusst macht; dass man sich auch die verschiedenen Methoden, die man anwendet, bewusst macht. Dadurch hat die Arbeit eine andere Qualität.“ Diesem Ansatz können auch jene TeilnehmerInnen zustimmen, die zunächst nur darauf verwiesen haben, dass sie *„einfach Jugendarbeit machen, und nicht gezielt bestimmte Präventionsmethoden“* anwenden. Sie glauben, dass „einfache Jugendarbeit“ durchaus mit einem reflektierten Präventionsvorhaben verbunden sein kann. Ihrer Meinung nach ist auch beim Schaffen von Angeboten für Jugendliche Prävention ein Ziel.

Jede Verbesserung der unmittelbaren Lebenswelt kann nach Ansicht der WorkshopteilnehmerInnen bereits präventiv wirken. Dennoch stellen sie – durchaus sehr kritisch – die Frage, wo Prävention beginnt und wo sie aufhört. Schwierigkeiten haben sie mit dem Begriff „präventive Methoden“. *„Kann man Methoden überhaupt danach unterscheiden, ob sie präventiv sind oder nicht?“* Sie kennen Modelle, die in einer Stadt gut funktionieren, aber bei der Übertragung in ein anderes Umfeld überhaupt nicht greifen, vielleicht sogar kontraproduktiv sind. *„Wir sind keine Techniker, die eine Methode anwenden, und die wirkt dann.“*

Ausgewiesene Methoden für Prävention werden gezielt eingesetzt. Wichtig ist den WorkshopteilnehmerInnen, dass Präventionsmethoden bewusst angewandt werden; ihrer Meinung nach kann erst durch Reflexion der eigenen Arbeit Prävention erfolgen.

Großer Bedarf besteht nach anwendbaren Praxisbeispielen, die für die eigenen Bedürfnisse adaptiert werden können. Eine „Praxismodell-Sammlung“ könnte Anregungen liefern und engagierte JugendarbeiterInnen in ihren präventiven Aktivitäten unterstützen.

5.1.7. Medieneinsatz

„*Film ist immer kein schlechtes Thema.*“ Bei der Bearbeitung bestimmter Themen setzen die WorkshopteilnehmerInnen eine Reihe von Medien ein, um Informationen zu vermitteln, aber auch um Denkanstöße zu geben. Besonders beliebt sind Filme: „*Ich setze oft Filme ein – als Einstieg, nur um ein Thema bewusst zu machen.*“

Dabei kommen sowohl Spiel- oder TV-Filme, welche die JugendarbeiterInnen in der Videothek ausleihen, als auch speziell für den Einsatz in der Präventionsarbeit produzierte Filme zum Einsatz. Manchen Einrichtungen stehen Medienlisten zur Verfügung, aus denen sie Filme auswählen können. Oft bekommen sie auch Tipps von KollegInnen, die mit einem der Filme schon einmal gearbeitet haben, oder holen sich aus einer Fortbildungsveranstaltung Anregungen.

Für Informationszwecke werden neben Filmen vor allem Printmedien (Broschüren ebenso wie Tageszeitungen oder Zeitschriften und Plakate) und das Internet eingesetzt.

Medien werden in der außerschulischen Jugendarbeit nicht nur für Informationszwecke eingesetzt, sondern auch, um gemeinsam mit Jugendlichen verschiedene (präventionsrelevante) Themen zu bearbeiten. Der Einsatz von Filmen spielt in diesem Zusammenhang eine wesentliche Rolle.

5.1.8. Unterstützung und Qualifizierungsmaßnahmen

Die JugendarbeiterInnen haben das Gefühl, dass ihre Arbeit von der Gesellschaft zu wenig akzeptiert und nicht angemessen gewürdigt wird. „*Die plaudern ja eh nur mit den Jugendlichen, aber wenn dann irgend etwas passiert, dann hat die Jugendarbeit versagt.*“ – so wird von ihnen das gängige – und durch die Medien vermittelte – Bild der Jugendarbeit in der österreichischen Gesellschaft wahrgenommen.

Mehr Akzeptanz und Unterstützung ist für sie die erste und wichtigste Voraussetzung, um präventiv wirken zu können. Daher ist es aus ihrer Sicht wünschenswert, dass die Gesellschaft, die Prävention will, auch die Jugendarbeit – als eine präventiv tätige

Institution – akzeptiert und unterstützt. Es muss der Allgemeinheit bewusst (gemacht) werden, wie wichtig Jugendarbeit ist – so der Grundtenor der WorkshopteilnehmerInnen.

Von der Jugendpolitik wird Unterstützung vor allem im Sinne einer Schaffung geeigneter Rahmenbedingungen für die Jugendarbeit erwartet. Nach Ansicht der WorkshopteilnehmerInnen sollte es in jedem Bezirk eine Anlaufstelle für Jugend bzw. eine koordinierende Einrichtung, die unterstützend und auch steuernd auf die Jugendarbeit einwirken kann, geben. Diese sollte parteipolitisch unabhängig sein, jedoch parteilich für die Anliegen der Jugendlichen agieren. Eine engere Zusammenarbeit von verbandlichen und offenen Einrichtungen der Jugendarbeit sowie von örtlichen Vereinen, den Kommunen und den Regionen scheint den DiskussionsteilnehmerInnen in diesem Zusammenhang erstrebenswert.

Nach Ansicht der JugendarbeiterInnen könnte das Image der Jugendarbeit durch gezielte PR-Maßnahmen verbessert und die Notwendigkeit sowie die gesellschaftspolitische Bedeutung der Jugendarbeit aufgezeigt werden.

Das wäre nach Ansicht der WorkshopteilnehmerInnen die wichtigste Form einer Unterstützung der außerschulischen Jugendarbeit.

Strukturelle Verbesserungen und eine höhere Wertschätzung der Jugendarbeit sind Grundvoraussetzungen, um in der Jugendarbeit effektiver arbeiten zu können.

Im Bereich der Prävention erwarten sich die WorkshopteilnehmerInnen vermehrte Unterstützung in Form von Weiterbildungsangeboten.

Die speziellen Qualifizierungsmaßnahmen zu den Themen Sucht oder Recht, werden als zu „fachlastig“, und daher zu einschränkend angesehen. Gewünscht werden umfassende Bildungsangebote, die verschiedene Bereiche der Präventionsarbeit abdecken. *„Ich kenn’ keine allgemeine Präventionsstelle, nur Suchtprävention.“*

Bekannt sind zwar eine Reihe von *„kleinen Angeboten, da weiß man aber nicht, ob das etwas Gescheites ist“*³. Als Weiterbildungsanbieter wurden nur die Landesjugendreferate (*„bei uns gibt es einen Katalog mit verschiedenen Ausbildungsangeboten“*), die

³ Auch wenn es sich dabei um durchaus große Projekte handeln könnte. (Anm. MZ)

Sozialakademie in Graz, Suchtpräventionsstellen sowie das Österreichische Bildungsforum⁴ genannt.

Bei einigen Qualifizierungsangeboten gibt es darüber hinaus bestimmte Zugangsvoraussetzungen, die nicht von allen Personen der Jugendarbeit erfüllt werden können.

Beklagt wird vor allem das Fehlen regionaler Angebote: *„Für eine Ausbildung muss ich immer weit weg fahren – nach Graz oder nach Hannover. Wir bräuchten etwas in unserer Nähe.“* Der Wunsch nach Regionalangeboten hängt auch mit der für die Weiterbildung zu veranschlagenden Zeit zusammen. Wenn der Kursort so weit entfernt ist, dass zusätzliche Nächtigungen außerhalb der Trainingszeit notwendig wären, ist das Angebot unattraktiv.

Besonders wichtig ist den WorkshopteilnehmerInnen, dass sie eine Bestätigung für die Kursteilnahme bekommen und die Aus- und Fortbildung als Qualifizierungsmaßnahme anerkannt wird. Die Qualifizierung sollte nicht nur mehr Sicherheit im Umgang mit Problemsituationen vermitteln, sie sollte auch die eigenen Chancen am Arbeitsmarkt erhöhen.

Als wichtig erachtet wird, dass der Anbieter der Weiterbildung eine gewisse Reputation hat. Am liebsten wäre es den WorkshopteilnehmerInnen, wenn es für Weiterbildungseinrichtungen Prüfsiegel gäbe, welche die Qualität der Weiterbildung im Präventionsbereich garantieren.

Grundsätzlich gilt: Der Anbieter *„darf kein no-name sein“* und muss selbst *„mit der Sache zu tun haben“*. Darüber hinaus werden Weiterbildungsangebote auch danach ausgesucht, ob der Anbieter *„zum eigenen Weltbild passt – wenn das meinen Anschauungen widerspricht, habe ich nichts von der Ausbildung.“*

Einen Bedarf an Weiterbildung artikulieren die WorkshopteilnehmerInnen auf zwei Ebenen:

- hinsichtlich des Umgangs mit den Zielgruppen von Prävention
- hinsichtlich des Umgangs mit internen Strukturen der Jugendarbeitseinrichtung

⁴ Das Österreichische Bildungsforum wurde auf Initiative des BMSG und der Länder 1999 gegründet. (Anm. MZ)

Beim Umgang mit Jugendlichen besteht der Wunsch nach fachlicher Information und Methodenlehre, um mit „*konsumierenden Jugendlichen*⁵“ arbeiten zu können. Weiters wird ein Bedarf an Fortbildungsangeboten zum Thema „Gewaltprävention“ geäußert.

Bezogen auf das eigene präventive Handeln wünschen sich die Workshop-teilnehmerInnen Angebote, die es ihnen ermöglichen, ihr eigenes Handeln im Rahmen präventiver Aktivitäten zu reflektieren; dazu gehört für sie auch Supervision für MitarbeiterInnen der Jugendarbeit.

Außerdem möchten sie Methoden erlernen, die es ihnen ermöglichen, Bewusstseinsbildung und Wahrnehmungsschärfung bei den eigenen MitarbeiterInnen zu fördern. Und auch an Evaluationsmethoden bekunden sie großes Interesse.

Seminare und ein Grundausbildungslehrgang werden als Grundsäulen einer präventionsspezifischen Aus- und Weiterbildung in der außerschulischen Jugendarbeit erachtet.

Der Vorteil von Seminaren liegt aus der Sicht der Workshop-teilnehmerInnen darin, dass sie kostengünstiger und weniger zeitaufwendig sind und die Angebote spontaner wahrgenommen werden können. Von dem Angebot eines Seminars muss man etwa ein bis zwei Monate im vorhinein informiert werden.

Ein Grundausbildungslehrgang bietet hingegen eine umfassendere fachspezifische Ausbildung, mit der man auch am Arbeitsmarkt eher punkten kann. Für einen Lehrgang erwartet man eine Vorlaufzeit von fast einem Jahr, um die Termine koordinieren zu können.

Für ehrenamtliche JugendarbeiterInnen kommen fast ausschließlich Wochenendtermine in Frage, während hauptamtliche MitarbeiterInnen der verbandlichen oder offenen Jugendarbeit Termine unter der Woche vorziehen. Die gewünschte Dauer der einzelnen Weiterbildungsmodule hängt von der Entfernung zwischen Ausbildungsort und Wohnort (Arbeitsplatz) ab: Je größer die Entfernung, desto länger sollten die Einheiten sein.

Informationen über die verschiedenen Fortbildungsangebote würden die Workshop-teilnehmerInnen am liebsten aus zugesandten Broschüren bekommen.

⁵ Der Bereich „konsumierende Jugendliche“ umfasst den Missbrauch legaler und illegaler Drogen ebenso wie Essstörungen.

Egal ob Seminar oder Grundausbildung – die JugendarbeiterInnen erwarten sich von einer präventionsspezifischen Weiterbildung in erster Linie Praxisbezug. Sie wünschen sich, dass Beispiele aus der Praxis vorgestellt werden, welche die Umsetzung der theoretischen Ansätze der Prävention für die Jugendarbeit anschaulich machen.

In diesem Zusammenhang wird ein verstärkter Dialog zwischen PräventionsexpertInnen und Jugendarbeit gefordert, der es ermöglicht, aus der Theorie Modelle zu entwickeln und diese in der Praxis einzusetzen und zu evaluieren. So könnte nach Ansicht der WorkshopteilnehmerInnen längerfristig eine Sammlung an praxiserprobten Methoden aufgebaut werden und ein Präventionstool für die Jugendarbeit zur Verfügung gestellt werden.

Kontinuierliche Workshops könnten ihrer Meinung nach dazu dienen, präventive Methoden praxisbezogen weiterzuentwickeln. Das heißt, sie erwarten von einer präventionsspezifischen Fortbildung nicht, dass Standardmethoden präsentiert werden, sondern vielmehr, dass im Dialog von PräventionsexpertInnen und JugendarbeiterInnen Modelle an die eigenen Bedürfnisse und die der eigenen Zielgruppen angepasst werden.

Als Service für die Jugendarbeit wünschen sich die WorkshopteilnehmerInnen eine bundesweite Übersicht über Beratungseinrichtungen und Präventionsstellen – etwa auf den Homepages der Landesjugendreferate oder des BMSG⁶. Sie sehen es als problematisch an, dass sie meist nur einige wenige Präventionsstellen und Beratungseinrichtungen im eigenen Bundesland kennen und nicht wissen, wohin sie sich wenden können, wenn Probleme auftreten.

Für spezifische Problemfelder wünschen sie sich zudem Informationsblätter für sich selbst und für Jugendliche. Dabei ist darauf zu achten, dass diese Medien für die jeweilige Zielgruppe – Jugendliche und JugendarbeiterInnen – passend konzipiert sein müssen. Man verlangt nach Informationsblättern, die man Jugendlichen zur Verfügung stellen kann, und solchen, die man für die eigene Arbeit verwenden kann. Als Beispiel für Informationsblätter für die Zielgruppe der Jugendlichen wurde auf Folder von Fachstellen für Suchtprävention hingewiesen, die in einem zielgruppengerechten Design gestaltet waren.

Aus der Sicht der JugendarbeiterInnen sind die Bildungsangebote zum Thema Prävention zu spezifisch. Sie wünschen sich Angebote, die einen allgemeinen Überblick schaffen und Methoden praxisorientiert vermitteln, die in vielen Feldern der Prävention einsetzbar sind.

⁶ Vgl. bspw. www.bmsg.gv.at (Anm. MZ)

Präventionsspezifische Weiterbildungen sind für die JugendarbeiterInnen dann attraktiv, wenn sie einen persönlichen Nutzen versprechen (Sicherheit im Umgang mit Problemsituationen, bessere Chancen am Arbeitsmarkt) Die Fortbildungsinhalte sollten sich sowohl auf den Umgang mit der Zielgruppe als auch auf Selbstreflexion und auf innere Strukturen der Jugendarbeit beziehen.

Aus Sicht der JugendarbeiterInnen ist eine Weiterentwicklung und Adaption präventiver Methoden für jugendliche Zielgruppen wünschenswert. Dies setzt jedoch einen verstärkten Dialog zwischen PräventionsexpertInnen und Jugendarbeit voraus.–Jedenfalls besteht ein Informationsbedarf, sowohl in inhaltlicher (Praxismodelle) als auch struktureller (Präventionseinrichtungen) Hinsicht.

5.2. Workshop B: ExpertInnen der Präventionsarbeit

5.2.1. Themen und Ablauf

Behandelt wurden in offener Diskussion folgende Fragestellungen:

- Arbeiten die Präventionseinrichtungen für und/oder mit Jugendlichen?
 - Zu welchen Themen?
 - Für / mit welchen Jugendlichen?
- Ist Prävention auch Aufgabe der außerschulischen Jugendarbeit?
- Ist Jugendarbeit überhaupt dazu in der Lage, präventiv tätig zu sein?
- Was kann (muss) man tun, um die JugendarbeiterInnen in die Lage zu versetzen, präventiv arbeiten zu können?
- Ist es aus Sicht der PräventionsarbeiterInnen überhaupt wünschenswert, dass JugendarbeiterInnen präventiv tätig sind?
- Welche Angebote für Kooperationen oder Weiterbildungen haben die einzelnen Präventionsstellen?

5.2.2. Setting

Insgesamt nahmen neun ExpertInnen aus verschiedenen anerkannten Präventionsfeldern, der Gesundheitsförderung und der Sozialarbeit an dem Workshop am 3. April 2003 in Salzburg teil.

Ziel des Workshops war es, in Form von Diskussion eine gemeinsame Sichtweise in Hinblick auf Prävention und Jugendarbeit herauszufinden bzw. allfällige Wahrnehmungsunterschiede, die in den verschiedenen Präventionsfeldern vorliegen, aufzuzeigen. Abgedeckt waren die Felder AIDS/HIV-Prävention, Suchtprävention, Drogenberatung, Gewaltprävention, Rassismusprävention, Prävention vor sogenannten Sekten sowie Jugendsozialarbeit und Gesundheitsförderung.

Leider mussten ExpertInnen aus den Feldern „Gewalt“, „sexueller Missbrauch“ und „Essstörungen“ kurzfristig absagen. (Das Thema „Gewalt“, wurde am 3. April 2003 trotzdem abgedeckt, da ExpertInnen aus den anderen Bereichen auch zu diesem Thema arbeiten.)

5.2.3. Die Kernergebnisse des Workshops

a) Jugendarbeit ist Gesundheitsförderung:

Außerschulischer Jugendarbeit wird eine wichtige Rolle im Bereich der Prävention zugestanden, da durch das Schaffen von Angeboten und durch die Beschäftigung mit Jugendlichen bereits präventiv resp. gesundheitsfördernd gearbeitet wird.

Man sieht sich als PräventionsexpertIn auch selbst direkt mit Jugendlichen arbeiten – meist in Form von Informationsveranstaltungen für SchülerInnen in der Schule. Generell wird aber eine Ausweitung von Kooperationen mit der außerschulischen Jugendarbeit angestrebt.

b) Jugendarbeit heißt Raum, Zeit und Beziehungskultur

Die Angebote, die nach Ansicht der WorkshopteilnehmerInnen Jugendarbeit Jugendlichen zur Verfügung stellen, beziehen sich vorrangig auf eine Verbesserung der unmittelbaren Lebenswelt der Jugendlichen. Dadurch werden Jugendliche angesprochen. Diese Strukturen der Jugendarbeit sind für die PräventionsexpertInnen sehr wichtig.

Die Zielgruppen der außerschulischen Jugendarbeit können von den PräventionsexpertInnen nicht beschrieben werden; sie nehmen an, dass man jene Jugendlichen erreichen kann, die man nicht in den Schulen erreicht.

c) Jugendarbeit soll nicht allein präventiv arbeiten:

Einerseits wäre es eine Verkürzung der Jugendarbeit, wenn man von ihr fordert, nur speziell präventiv zu wirken; Jugendarbeit ist mehr als Prävention und soll es auch

bleiben. Andererseits will man auch von Seiten der PräventionsexpertInnen das Feld der Prävention nicht nur JugendarbeiterInnen überlassen.

Die PräventionsexpertInnen möchten die Strukturen der Jugendarbeit – Raum, Zeit, Beziehung – ausnützen, um selbst mit den Jugendlichen zu arbeiten. Man möchte somit von den Einrichtungen der außerschulischen Jugendarbeit eingeladen werden, mit den Jugendlichen Präventionsprojekte durchzuführen.

Damit präventive Jugendarbeit durchgeführt werden kann, sind drei Forderungen zu erfüllen:

- Reflexion der eigenen Rolle und des eigenen Standpunkts
- Akzeptierende Haltung
- Streitkultur und Definition der selbst gesetzten Grenzen.

d) Weiterbildungsangebote bestehen, werden aber nicht von allen Einrichtungen widerspruchslos angeboten.

Weiterbildungen für MultiplikatorInnen bestehen in erster Linie aus Informationsvermittlung. Methodenlehre steht nicht bei allen Anbietern der Weiterbildung im Vordergrund.

Man möchte auch nach der Qualifizierung der MultiplikatorInnen in Projekte der außerschulischen Jugendarbeit eingebunden bleiben. Sonst wäre es eine Entwertung und Reduktion der eigenen Arbeit.

e) Kooperation zwischen Präventionsarbeit und außerschulischer Jugendarbeit ist wichtig.

Angestrebt wird ein Netzwerk bestehend aus kommunalen Stellen, Präventionsstellen und Einrichtungen der außerschulischen Jugendarbeit, das es ermöglicht, gemeinsam präventiv tätig zu sein, aber auch Beratung und Interventionsmöglichkeiten anzubieten. Die Präventionseinrichtungen gewinnen eine breitere Plattform, die Jugendarbeit erhält Unterstützung in der Arbeit.

5.2.4. Die Ergebnisse im Detail

Prävention wird von allen WorkshopteilnehmerInnen als gesamtgesellschaftliche Aufgabe betrachtet, die weder von ihnen noch von anderen Institutionen allein geleistet werden kann.

So wird beispielsweise von der Schule ein starkes Engagement im Bereich der Prävention gefordert, aber auch die Politik muss auf die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen so Einfluss nehmen, dass diese gesundheitsfördernd wirken können.

Prävention hat nach Ansicht der WorkshopteilnehmerInnen immer auch einen kulturellen Bezug, je nachdem ob ein Verhalten oder ein Konsummuster gesellschaftlich akzeptiert ist oder nicht.

Ziel der Prävention ist für die TeilnehmerInnen ein reflektierter Umgang mit Risiken, nicht primär Abstinenz oder Verhaltensänderung.

5.2.5. Zielgruppen

Die jugendlichen Zielgruppen, welche die WorkshopteilnehmerInnen für ihre eigene Arbeit definieren, beinhalten nur in einem Feld ausschließlich Jugendliche. In anderen Fällen sind es Eltern, MultiplikatorInnen mit Jugendbezug, Schulen, Betroffene und Personen mit einem erhöhten Gefährdungspotenzial⁷.

Aus dieser unterschiedlichen Zielgruppendefinition resultieren von einander leicht abweichende „Begriffsbestimmungen“ von Prävention, die in der ExpertInnenrunde jedoch alle akzeptiert werden.

„Als Praktiker ist es mir wurscht ob man primär, sekundär oder tertiär tätig ist; sondern es geht um das Ziel.“

Ebenso wird deutlich, dass der Zugang der verschiedenen Präventions- und Beratungseinrichtungen zu Jugendlichen höchst unterschiedlich ist. Zwar sind sich alle darin einig, dass es notwendig ist, mit der Prävention bei Jugendlichen anzusetzen – und das auf jedem Gebiet – allerdings arbeiten nur wenige PräventionsexpertInnen häufig direkt mit Jugendlichen.

Dennoch meint der Großteil der WorkshopteilnehmerInnen, dass sie auch mit Jugendlichen arbeiten. JugendsozialarbeiterInnen haben selbstverständlich in ihrer täglichen Arbeit mit der jugendlichen Zielgruppe zu tun; ExpertInnen aus anderen Präventionsfeldern müssen – und wollen – ihre Arbeit mit Jugendlichen allerdings meist auf Informationsvermittlung, die im Rahmen von schulischen Projekten stattfindet, beschränken. Es sind sich allerdings alle WorkshopteilnehmerInnen einig, dass eine Kooperation von Präventionsstellen mit der außerschulischen Jugendarbeit anzustreben

⁷ Dies trifft besonders im Bereich der AIDS/HIV-Prävention zu, wo Konsumenten von IV-Drogen und homosexuelle männliche Jugendliche als spezielle Zielgruppe genannt werden.

wäre, da sie der Ansicht sind, dass über diesen Weg, neue, andere Zielgruppen erreicht werden können. Einerseits besteht das Bedürfnis, direkt mit Jugendlichen zu arbeiten, andererseits ist sich ein Teil der WorkshopteilnehmerInnen darüber im Klaren, dass ihnen für eine Arbeit mit den Jugendlichen das nötige Rüstzeug fehlt: Sie erkennen, dass sie, um persönlich mit Jugendlichen arbeiten zu können, „deren“ Sprache beherrschen müssen. *„Uns fehlt die Sprache. Wir müssen wissen, was brauchen Jugendliche und wie kann man sie überhaupt erreichen.“*

Der Kontakt zur außerschulischen Jugendarbeit ist nur in den Präventionsfeldern Drogen, Sucht, Gewalt und Rassismus gegeben. Die WorkshopteilnehmerInnen, die in anderen Präventionsfeldern, wie AIDS/HIV, sogenannte Sekten oder Schulden, tätig sind, haben bisher noch keinen Kontakt zur außerschulischen Jugendarbeit etablieren können und können auch nicht über solche Kontakte ihrer KollegInnen in Österreich berichten.

5.2.6. Das Bild der außerschulischen Jugendarbeit

Das Bild, das die TeilnehmerInnen am Workshop von außerschulischer Jugendarbeit haben, lässt sich als sehr positiv bezeichnen. Sie meinen, dass die außerschulische Jugendarbeit einen direkten Kontakt mit Jugendlichen pflegt, der auf Vertrauen und einer positiven Beziehung fußt. Weiters ist man der Ansicht, dass die Jugendlichen stark in die Arbeit einbezogen sind, dass die außerschulische Jugendarbeit somit partizipativ und interaktiv und nicht direktiv aufgebaut ist.

In der außerschulischen Jugendarbeit wird auch ein Bildungs- und Erziehungsauftrag gesehen, der die Jugendlichen „befähigen soll“ – wobei nicht definiert wurde wofür –, und auch eine Förderung der Ressourcen der Jugendlichen angestrebt wird. Außerdem stellt die außerschulische Jugendarbeit nach Ansicht der WorkshopteilnehmerInnen den Jugendlichen (Frei-)Räume zur Verfügung, die zu einer Verbesserung der jugendlichen Lebenswelt beitragen.

Zusammenfassend lässt sich definieren: Außerschulische Jugendarbeit stellt Raum, Zeit und Beziehung zur Verfügung.

Auffallend ist, dass die WorkshopteilnehmerInnen der Ansicht sind, dass man in der außerschulischen Jugendarbeit gerade jene Jugendlichen antreffen könne, die diese mit ihren Kooperationen mit Schulen nicht erreichen.

5.2.7. Ist Prävention Aufgabe der außerschulischen Jugendarbeit?

Bei dieser Fragestellung sind sich alle einig, dass Prävention nicht alleinige Aufgabe der Jugendarbeit ist. Einerseits sehen sie die Aufgaben der Jugendarbeit nicht nur auf Prävention beschränkt, andererseits wäre damit auch eine Entwertung der Präventionsarbeit, wie sie derzeit von PräventionsexpertInnen betrieben wird, verbunden.

Aus der Sicht der WorkshopteilnehmerInnen wirkt außerschulische Jugendarbeit oft „unbeabsichtigt“ präventiv: *„Ja, sie ist präventiv, weil sie bessere Rahmenbedingungen für Jugendliche schafft und damit die Lebensbedingungen der Jugendlichen beeinflusst.“*

Die partizipativen und gesundheitsförderlichen Aspekte, die in der außerschulischen Jugendarbeit oftmals „eher nebenbei“ passieren, werden als der präventive Anteil der Jugendarbeit gesehen. Prävention darf der Jugendarbeit auch nicht übergestülpt werden: *„Die Jugendarbeit sollte einen ganzheitlichen Ansatz haben und daher auch präventiv sein.“*

Gleichzeitig ist in dem Workshop allerdings auch die Meinung vertreten, dass man in der außerschulischen Jugendarbeit nicht präventiv tätig wäre, sondern dies oft nur vordergründig aus finanztechnischen Überlegungen behauptet wird: *„Nein, Jugendarbeit ist nicht präventiv, weil man heute das Wort „Prävention“ verwendet, um Fördergelder zu bekommen. Man muss den Mut haben, nicht alles unter „Prävention“ zu verkaufen.“*

Die außerschulische Jugendarbeit soll nach Ansicht der PräventionsexpertInnen durchaus eine weitere Plattform für Präventionsarbeit bieten, allerdings soll diese nicht einfach den JugendarbeiterInnen überlassen werden. Die Forderung der TeilnehmerInnen des Workshops geht eher in die Richtung, dass die außerschulische Jugendarbeit „Raum, Zeit und Beziehungskultur“ den PräventionsarbeiterInnen für ihre eigene Arbeit mit Jugendlichen zur Verfügung stellen soll. Diese Ansicht wird in erster Linie von jenen WorkshopteilnehmerInnen vertreten, die bisher nur im Rahmen von schulischen Projekten mit Jugendlichen gearbeitet haben. Sie möchten die Strukturen der außerschulischen Jugendarbeit ebenso nutzen, wie sie jene der Schule bereits für sich in Anspruch nehmen.

Etwas anders ist der Ansatz der PräventionsarbeiterInnen in den Feldern Sucht, Drogen, Rassismus und Gewalt. Sie streben nicht nur an, bestehende Ressourcen zu nutzen,

sondern auch, das Setting der außerschulischen Jugendarbeit zu beeinflussen: Weiterbildung und Unterstützung der JugendarbeiterInnen sind dafür notwendig.⁸

Für die Intensivierung der Beziehung wird allerdings der erste Schritt der außerschulischen Jugendarbeit zugewiesen: Diese müsse zunächst ihre Defizite erkennen, danach den Kontakt zu den Präventionseinrichtungen knüpfen; erst dann sehen sich die PräventionsarbeiterInnen in der Lage, die außerschulische Jugendarbeit sinnvoll zu unterstützen: *„Wir müssen wissen, was die brauchen. Wir nehmen das nicht wahr. Wir möchten gerne die Multiplikatoren aus der Jugendarbeit schulen, aber es müsste von ihnen eine Anfrage kommen.“*

Zwar wird von Seiten der Präventionsarbeit eine Verunsicherung in der außerschulischen Jugendarbeit festgestellt, wenn es um Prävention geht; die Bedürfnisse zu konkretisieren, wird aber als Aufgabe der JugendarbeiterInnen angesehen.

Ein weiteres Problem auf dem Weg zu einer Zusammenarbeit von Präventionsstellen und außerschulischer Jugendarbeit wird auch darin gesehen, dass letztere für PräventionsarbeiterInnen schwer erreichbar ist, dass die Präventionsstellen ihrerseits – auch wenn sie dies wollen – nicht mit JugendarbeiterInnen in Kontakt treten könnten. Im schulischen Bereich ist eine Kontaktaufnahme über Landes- und Stadtschulräte resp. die pädagogischen Institute leichter.

Die WorkshopteilnehmerInnen sehen ihre eigene Rolle in einer verstärkten Öffentlichkeitsarbeit, die es umgekehrt ermöglicht, dass die außerschulische Jugendarbeit „weiß“, an welche Stellen sie sich wenden kann.

Weitere Aufgabe der Präventionseinrichtungen ist dann eine Konzepterstellung für die spezifische Arbeit mit den MultiplikatorInnen resp. mit den Jugendlichen selbst. Um mit Jugendlichen direkt arbeiten zu können ist ein anderer Ansatz notwendig als er in der Kooperation mit Schulen derzeit angewandt wird. Über die außerschulische Jugendarbeit können Jugendliche in ihrer direkten Lebenswelt angesprochen werden, was ein anderes Arbeiten ermöglicht – und erfordert – als in der Schule.

Die außerschulische Jugendarbeit bietet nach Ansicht der PräventionsarbeiterInnen die Möglichkeit, Jugendliche über ein wenig ältere Bezugspersonen zu erreichen. (Eine Arbeit

⁸ Diese Forderung nach einer Beeinflussung der Rahmenbedingungen wird auch vom Vertreter der Jugendsozialarbeit unterstützt: *„Unsere Kompetenzen reichen oft nicht aus. Wir laden professionelle Einrichtungen ein, die uns unterstützen sollen, und uns dann auch zur Verfügung stehen – aber es fehlt ein Netzwerk, um eine derartige Kooperation zu ermöglichen.“*

ausschließlich mit JugendarbeiterInnen ist in vielen Fällen nicht notwendig.) Eine solche Kooperation zwischen außerschulischer Jugendarbeit und Präventionseinrichtungen resp. Gesundheitsförderung ist aus der Sicht der WorkshopteilnehmerInnen wünschenswert.

Der partizipative Ansatz der Jugendarbeit soll auch im Rahmen von Prävention genutzt werden. Wichtig ist dabei aber immer der eigene Anspruch an Prävention: Was erreicht werden soll und wann Prävention erfolgreich ist, muss zunächst definiert werden. Dabei darf man sich – nach Ansicht der WorkshopteilnehmerInnen – nicht nur von den Wünschen der Geldgeber leiten lassen. Ziele der Prävention müssen von den Kooperationspartnern selbst definiert werden, wobei eindringlich davor gewarnt wird, in die „Evaluierungsfalle“ zu tappen: *„Es gibt den Schwachsinn der Evaluierung. Daraus wird immer eine Ressourcenminderung abgeleitet. Es ist aber eine Ressourcenvermehrung, sowohl für die Jugendarbeit als auch für die Präventionsarbeit, notwendig.“*

5.2.8. Methoden präventiver Jugendarbeit

Als wichtigste Forderung, die von den PräventionsexpertInnen genannt wird, lässt sich die Einbindung der Jugendlichen in die Projekte festhalten: *„Nicht für jemanden, sondern mit jemanden etwas machen.“*

Bei den anzuwendenden Methoden verlangt man nicht nach Orthodoxie, vielmehr vertritt man in dem Workshop die Ansicht, dass Methodenvielfalt zielführender ist. Wichtig ist dabei, die Jugendlichen nicht mit Prävention zu „beglücken“, sondern sie aktiv einzubinden: *„Es geht um Pull statt Push. Die Leute sollen nicht dazu gezwungen werden, etwas zu machen.“*

Um in der Jugendarbeit präventiv tätig sein zu können, müssen drei Voraussetzungen der handelnden Personen (der JugendarbeiterInnen) gegeben sein:

- Zunächst muss man sich über die eigene Position und über die eigene Rolle im Rahmen der präventiven Jugendarbeit klar sein; man muss selbst einen reflektierten Umgang mit der Thematik haben. Außerdem muss man sich zum eigenen Standpunkt und zur eigenen Herangehensweise an das „Problem“ bekennen. Es muss jeder/jedem selbst klar sein, was er/sie akzeptieren will und kann. Dazu gehört in erster Linie auch, dass JugendarbeiterInnen Faktenwissen über die Gefahrenpotenziale haben, um die Probleme vorurteilsfrei behandeln zu können.

- Eine weitere Voraussetzung für Prävention ist eine akzeptierende Haltung der JugendarbeiterInnen. Es muss den präventiv Tätigen klar sein, dass sie unter Umständen mit gefährdeten resp. betroffenen Personen zu tun haben und sie müssen deren Verhaltensweisen akzeptieren können.
- Als letzte Voraussetzung wird das Vorhandensein einer Streitkultur genannt. Dabei geht es darum, dass durchaus Grenzen gesetzt werden, wobei es trotzdem wichtig ist, dass die JugendarbeiterInnen den Argumenten der Jugendlichen offen gegenüberstehen und mit den Jugendlichen gemeinsam im Rahmen einer guten Kommunikationskultur arbeiten.

Durch Prävention in der Jugendarbeit können gesellschaftliche Fehler nicht behoben werden. Prävention setzt oft problemorientiert an; im Bereich der Jugendarbeit kann sie oft aber nicht mehr tun als „*momentane Erleichterung anbieten*.“

Jugendarbeit kann präventiv sein, wenn bei den JugendarbeiterInnen drei Voraussetzungen erfüllt sind: reflektierter Umgang mit der Thematik, akzeptierende Haltung und vorhandene Streitkultur.

5.2.9. Qualifizierungsmaßnahmen

Die TeilnehmerInnen am Workshop sind sich zunächst nicht darüber im Klaren, welche Ausbildung JugendarbeiterInnen generell haben. Daher ist es aus ihrer Sicht schwierig, Weiterbildungsangebote zu schaffen, die eventuell vorhandene Defizite ausgleichen könnten.

Jegliche Weiterbildung im Bereich der Präventionsarbeit sollte ihrer Meinung nach aber darauf abzielen, bei den JugendarbeiterInnen gerade die Voraussetzungen zu schaffen, die für Prävention wichtig sind: Selbstreflexion, akzeptierende Haltung, Streitkultur.

Die Inhalte von Weiterbildung zum Thema Prävention sollten Wissensvermittlung sowie Selbstreflexion sein. Die WorkshopteilnehmerInnen sind sich auch darin einig, dass die Kurse für die verschiedenen Zielgruppen in der außerschulischen Jugendarbeit (Jugendorganisationen, allgemeine Vereine, die Jugendarbeit machen etc.) unterschiedlich nach deren Bedürfnissen angeboten werden sollten.

Qualifizierung der JugendarbeiterInnen allein ist jedoch nach Ansicht der PräventionsexpertInnen in den meisten Fällen nicht ausreichend. Auch nach einer

Fortbildung muss eine Zusammenarbeit zwischen außerschulischer Jugendarbeit und Präventionsstellen weiterbestehen.

Außerdem wird der Vorschlag gemacht, die Weiterbildungen verpflichtend regelmäßig zu wiederholen: *„Wir vergeben eine „Lizenz zum Präventionieren auf Zeit“. Das heißt, die Ausbildung ist zwei Jahre gültig.“*

Nebenbei soll coachend und begleitend vor Ort mit den Organisationen gearbeitet werden, um die JugendarbeiterInnen zu unterstützen.

5.2.10. Kooperationen zwischen außerschulischer Jugendarbeit und Präventionseinrichtungen

Von Seiten der DiskussionsteilnehmerInnen werden Netzwerke gewünscht: *„Kompetenzdefizite sind gar nicht immer vorhanden, aber Kooperation ist immer auch gut, um mit mehr Kräften aufzutreten.“*

Angestrebt werden laufende Gespräche zwischen Präventionsstellen und Einrichtungen der außerschulischen Jugendarbeit - unter Einbeziehung regionaler PolitikerInnen und EntscheidungsträgerInnen.

Neben der Netzwerkbildung ist auch eine Regionalisierung wichtig; hier werden Fachgruppen angedacht, die es ermöglichen sollen, schnell auf auftretende Phänomene zu reagieren.

Diese Wünsche spiegeln auch die eingangs erwähnte Feststellung wider, dass keine Institution allein in der Lage ist, präventiv zu wirken.

Es wird auch gefordert, eine stärkere Vernetzung der einzelnen Präventionseinrichtungen zu forcieren, da viele WissenschaftlerInnen parallel arbeiten – oftmals aneinander vorbei – obwohl es wichtig wäre, sich gegenseitig Informationen zur Verfügung zu stellen und Themen von verschiedenen Bereichen zu beleuchten.

5.3. Workshop C: ExpertInnen der Präventions- und der Jugendarbeit

5.3.1. Themen und Ablauf

Behandelt wurden in offener Diskussion folgende Fragestellungen:

- Präsentation der gegenseitigen Einschätzung (Fremdbilder) und der Herangehensweise an Prävention in der Jugendarbeit.
- Wer soll präventiv tätig sein?

- Welche Fähigkeiten braucht man dazu?
- Welche Defizite bestehen zur Zeit?
- Weiterbildungsangebote und -bedürfnisse erfassen
- Kooperationsmöglichkeiten zwischen Präventionsarbeit und außerschulischer Jugendarbeit

5.3.2. Setting

Der Workshop fand am 4. April 2003 in Salzburg statt. An dem Workshop nahmen sechs Personen teil; drei aus der Präventionsarbeit, drei aus der außerschulischen Jugendarbeit. Die TeilnehmerInnen rekrutierten sich aus VertreterInnen jener Jugendarbeitseinrichtungen, die bereits am Workshop A teilgenommen hatten sowie aus den ExpertInnen des Workshop B.

Wie bereits erwähnt, ist das Fehlen des Vertreters der Präventionseinrichtung gegen Gewalt sehr zu bedauern.

5.3.3. Die Kernergebnisse des Workshops

a) Präventionsstellen und außerschulische Jugendarbeit streben eine Verstärkung der Zusammenarbeit an.

Sowohl die VertreterInnen der außerschulischen Jugendarbeit als auch die der Präventionsarbeit sind der Ansicht, dass eine Kooperation zwischen den beiden Bereichen angepeilt werden soll. Dabei sehen die JugendarbeiterInnen in erster Linie eine Verstärkung der Weiterbildung als Ziel an, während die PräventionsexpertInnen zusätzlich eine Zusammenarbeit bei Projekten anstreben.

b) Derzeitige Weiterbildungsangebote sind zu wenig spezifisch.

Es ist ein klarer Wunsch der JugendarbeiterInnen, Qualifizierungsangebote auf ihre speziellen Bedürfnisse angepasst zu bekommen. Diese Forderung bezieht sich sowohl auf Inhalte und Themen als auch auf die Orte der Weiterbildung.

Die Angebote müssen gemeinsam zielgruppenspezifisch entwickelt werden.

c) Jugendarbeit und Prävention befinden sich (noch) nicht auf derselben Kommunikationsebene.

Diese Diskrepanz hat die Ursache in dem derzeitigen Defizit an Kooperation. Die gegenseitigen Erwartungen entsprechen nicht unbedingt den tatsächlichen Gegebenheiten und Möglichkeiten. So sind JugendarbeiterInnen nicht sofort bereit, PräventionsexpertInnen die eigenen Einrichtungen als Plattform zur Verfügung zu stellen. PräventionsexpertInnen andererseits haben oft ein falsches Bild von den Möglichkeiten der außerschulischen Jugendarbeit (z.B. unrichtige Vorstellungen der Zeitressourcen für Weiterbildung).

5.3.4. Die Ergebnisse im Detail

In diesem Workshop, wo sich VertreterInnen der außerschulischen Jugendarbeit und PräventionsarbeiterInnen trafen, sollten die in den beiden vorhergehenden Workshops erarbeiteten Ergebnisse vorgestellt und auf deren Akzeptanz hin untersucht werden.

Ziel des Workshops war es auch, Qualifizierungsbedürfnisse in der außerschulischen Jugendarbeit mit diesbezüglichen Angeboten der Präventionsstellen zu vergleichen und schließlich mögliche, gemeinsame Kooperationen anzudenken.

In einer ersten Vorstellungsrunde präsentierten die TeilnehmerInnen kurz ihre jeweiligen Einrichtungen sowie deren Zielgruppen und eventuelle bisherige Kooperationen mit Präventionseinrichtungen resp. der außerschulischen Jugendarbeit. Anschließend wurden die Ergebnisse der beiden ersten Workshops pointiert präsentiert, um auf Gegensätze bzw. unterschiedliche Wahrnehmungen hinzuweisen, wo weiterer Handlungsbedarf besteht.

5.3.5. Prävention in der außerschulischen Jugendarbeit; Kooperationen

Bei den Präventionsprojekten, die von der außerschulischen Jugendarbeit durchgeführt wurden, zeigten die PräventionsexpertInnen großes Interesse und Anerkennung, wobei sie peer Projekten in der außerschulischen Jugendarbeit deutlich skeptischer gegenüberstanden als „klassischen Präventionsmethoden“ – wie Einzelgesprächen oder Informationsvermittlung.

Sowohl die JugendarbeiterInnen als auch die PräventionsarbeiterInnen verorten in der außerschulischen Jugendarbeit eine wichtige Präventionsaufgabe. Interessant ist, dass die ExpertInnen der Präventionsarbeit kein Problem darin sehen, dass die JugendarbeiterInnen in ihrer präventiven Tätigkeit die theoriebasierenden Unterschiede zwischen primärer, sekundärer und tertiärer Prävention nicht berücksichtigen können.

Ihnen ist vielmehr wichtig, dass für die jeweilige Zielgruppe adäquate Methoden eingesetzt werden.

Von Seiten der Jugendarbeit wird an vielen Präventionseinrichtungen die Hochschwelligkeit kritisiert: Ganz abgesehen davon, dass die meisten Jugendlichen gar nicht wissen, dass es solche Präventionseinrichtungen überhaupt gibt, ist es in vielen Bereichen auch kaum zu erwarten, dass sie diese Stellen direkt kontaktieren würden, da ihnen der Gang dorthin oft zu schwerwiegend erscheint. Die Angebote für Jugendliche müssten ihrer Meinung nach eher niederschwellig sein, und müssten daher in den Lebensfeldern angeboten werden, in denen sich die Jugendlichen tatsächlich aufhalten. Daher möchten die JugendarbeiterInnen in erster Linie selbst präventiv tätig sein und von PräventionsexpertInnen dabei lediglich unterstützt werden. Sie sehen diese Unterstützung vor allem in einer Beratungs- und Qualifizierungsfunktion der Präventionsstellen.

Die PräventionsarbeiterInnen wiederum streben zusätzlich eine Zusammenarbeit bei Projekten an. Auch sie stimmen der Wahrnehmung zu, dass „*institutionalisierte Präventionsangebote*“ *sehr hochschwellig sind und von Jugendlichen selten freiwillig*⁹ aufgesucht werden. Daher streben auch sie an, die Präventionsarbeit direkt an die Jugendlichen zu bringen – jedoch wollen sie dies persönlich tun und nicht das Feld den JugendarbeiterInnen überlassen. Ihnen ist wichtig, dass die BetreuerInnen in der außerschulischen Jugendarbeit eine akzeptierende und offene Haltung erlernen und somit Rahmenbedingungen für präventive Arbeit ermöglichen, die sie – die PräventionsexpertInnen – selbst durchführen.

An diesen scheinbar nur leicht unterschiedlichen Einstellungen erkennt man, dass beide Seiten ihre Eigenständigkeit betonen. Während die JugendarbeiterInnen ihre Struktur und ihre Beziehung zu den Jugendlichen nicht einfach Personen aus der Präventionsarbeit zur Verfügung stellen wollen, möchten sich die PräventionsexpertInnen nicht auf eine Rolle als Ausbilder reduzieren lassen. Letztere haben aber den Nachteil, selten den direkten Kontakt mit der jugendlichen Zielgruppe zu haben und möchten ihre Arbeit eigentlich direkt mit den Jugendlichen durchführen.

⁹ Jugendliche, die wegen eines Drogendelikts angezeigt wurden, sind mitunter verpflichtet, Drogenberatungsstellen aufzusuchen.

5.3.6. Gegenseitige Fremdwahrnehmung

In den beiden vorangegangenen Workshops wurden Beschreibungen der „anderen Seite“ gegeben, die im Rahmen dieses gemeinsamen Workshops von der jeweiligen Gegenseite mitunter korrigiert werden.

So werden die nach Ansicht der außerschulischen Jugendarbeit jugendfernen PräventionsexpertInnen auch von den PräventionsexpertInnen dieses Workshops unter ihren KollegInnen geortet; andererseits geben die PräventionsarbeiterInnen in diesem Workshop zu bedenken, dass man deswegen für den direkten Kontakt mit der Zielgruppe die Vermittlung von JugendarbeiterInnen auf jeden Fall begrüßt.

Umgekehrt wird das sehr positive Bild, das von der außerschulischen Jugendarbeit bei den PräventionsexpertInnen gegeben ist, durch die JugendarbeiterInnen in diesem Workshop relativiert. Sie betonen vor allem ihre arbeitsmäßige Überforderung und den Mangel an zeitlichen Ressourcen in der außerschulischen Jugendarbeit, was viele zeitintensive Kooperationen bei Präventionsprojekten fast unmöglich macht. Außerdem machen die JugendarbeiterInnen auf die großen Unterschiede bei den Zielgruppen der außerschulischen Jugendarbeit aufmerksam, die es ihrer Meinung nach notwendig machen, alle Angebote von Seiten der Präventionsstellen für die außerschulische Jugendarbeit zielgruppenspezifisch zu adaptieren.

Das heißt, dass sowohl Projekte als auch Informationsveranstaltungen sowie Fortbildungsangebote den Bedürfnissen der jeweiligen Einrichtungen der außerschulischen Jugendarbeit angepasst werden müssen. Dabei sollen sowohl die Mitarbeiterstruktur der Jugendarbeitseinrichtungen (ehrenamtlich und hauptamtlich) als auch regionale Gegebenheiten und ideologische Grundhaltungen berücksichtigt werden. Diese Bedürfnisse der außerschulischen Jugendarbeit sind nicht allen PräventionsexpertInnen, die an diesem Workshop teilgenommen haben, offensichtlich gewesen.

Diese unterschiedlichen Wahrnehmungen - der eigenen und der anderen Seite - zeigen auf, wie sehr bestehende Weiterbildungsangebote im Feld der Präventionsarbeit sowie Kooperationsvorhaben zwischen außerschulischer Jugendarbeit und Präventionseinrichtungen den tatsächlichen Gegebenheiten angepasst werden müssen. Nur so wird eine für beide Seiten zufriedenstellende Zusammenarbeit möglich sein.

5.3.7. Qualifizierungsmaßnahmen

Von Seiten der WorkshopteilnehmerInnen aus dem Bereich Prävention werden folgende Weiterbildungsangebote, die bereits vorhanden sind, genannt: Vorträge, Informationsveranstaltungen und Seminare zu den Themen

- Gruppenarbeit,
- Erlebnispädagogik,
- Konfliktmanagement,
- Sport,
- Jugendkulturen sowie natürlich
- themenspezifische Fachinformationen.

Laut Meinung der PräventionsexpertInnen dieses Workshops bestimmt die außerschulische Jugendarbeit bei der Auswahl der Inhalte der Weiterbildungsangebote derzeit kaum aktiv mit; die Präventionseinrichtungen stellen zur Zeit die Angebote danach zusammen, wie sie die Bedürfnisse in der außerschulischen Jugendarbeit wahrnehmen. Dabei ist man jedoch – wie bereits im Workshop der PräventionsexpertInnen dargestellt – darum bemüht, die Form der Angebote (Seminare, Vorträge etc.) durchaus den Bedürfnissen der außerschulischen Jugendarbeit anzupassen.

Von Seiten der außerschulischen Jugendarbeit wird angemerkt, dass die JugendarbeiterInnen vor Ort sehr unterschiedliche Bedürfnisse haben. Einerseits fehlt es einer Reihe von ehrenamtlichen MitarbeiterInnen, die gerade aus den Reihen der eigenen Organisation kommen, oft an Basisinformationen. Andererseits gibt es auch JugendarbeiterInnen, die bereits länger ihre Tätigkeit ausüben und daher eher weiterführende Informationen benötigen.

Diese Unterscheidung zwischen „Anfängern und Profis“ sollte ihrer Meinung nach bei Fortbildungsangeboten berücksichtigt werden. Das bedeutet, dass es Veranstaltungen geben muss, in denen Basisinformationen geboten werden und andererseits solche, in welchen spezifisch fachliche und wieder andere, in denen aufbauende Informationen gegeben werden. Sehr wichtig ist dabei auch, dass man praxisbezogene Informationen bekommt: Die JugendarbeiterInnen erwarten sich, dass sie Informationen darüber erhalten, wie es den betroffenen Jugendlichen selbst mit ihren Problemen geht – sie wünschen sich Tatsachenberichte aus erster Hand.

Ein weiterer Wunsch ist die Nachvollziehbarkeit der gegebenen Fortbildung; es ist nach Ansicht der JugendarbeiterInnen nutzlos, wenn Informationen zu theorielastig sind. Sie möchten ein ausgewogenes Verhältnis zwischen notwendigem theoretischen Input und praxisrelevanten, umsetzungsorientierten Übungsmodulen.

Themen, die aus der Sicht der JugendarbeiterInnen vorrangig behandelt werden müssten, sind: illegale Drogen, illegale Alkohol, Gewalt sowie geschlechts-, ethno- und schichtspezifische Prävention.

Weiters wollen die WorkshopteilnehmerInnen aus der außerschulischen Jugendarbeit maßgeschneiderte Angebote für die Organisationen vor Ort. Damit meinen sie, dass Vertreter der Anbieter von Qualifizierungsmaßnahmen die tatsächlichen Gegebenheiten und Bedürfnisse vor Ort erheben, um daraus den speziellen Weiterbildungsbedarf abzuleiten¹⁰.

Gefordert wird deshalb eine Koordinationsstelle, die Bedürfnisse und Angebote in Einklang bringen kann. Diese sollte nach Wunsch aller WorkshopteilnehmerInnen eine Beziehung zwischen außerschulischer Jugendarbeit und Präventionsstellen aufbauen und aufrechterhalten. Es sollte dies also eine zwischengeschaltete Institution sein, an die sich die Jugendorganisationen wenden können – unabhängig ob verbandliche oder offene Jugendarbeit; unabhängig ob ehrenamtliche oder hauptamtliche und unabhängig ob sie auf Orts-, Landes- oder Bundesebene tätig sind.

Weiters müsste diese Koordinationsstelle die verschiedenen Präventionseinrichtungen kontaktieren, deren Angebote für Qualifizierungsmaßnahmen sammeln und eine Liste der bestehenden Angebote erstellen. Danach sollte sie anfragenden Personen aus der außerschulischen Jugendarbeit auf die jeweiligen Weiterbildungsmöglichkeiten verweisen. Falls für den Weiterbildungsbedarf kein Angebot vorhanden sein sollte, wäre es nach Ansicht der WorkshopteilnehmerInnen Aufgabe dieser Koordinationsstelle, an die Präventionseinrichtungen heranzutreten und sie einzuladen, bei der Erstellung neuer Angebote mitzuarbeiten.

Auffallend ist, dass auch die PräventionsarbeiterInnen dieser Runde diese Forderung unterstützen, das heißt, dass zumindest sie bereit sind, spezielle maßgeschneiderte Weiterbildungsangebote auf individuelles Nachfragen zu erstellen.

Weitere Aufgabe dieser Koordinationsstelle wäre es, die Angebotsliste so zugänglich zu machen, dass Personen der außerschulischen Jugendarbeit auch selbständig für sie passende Angebote herausuchen können. Das bedeutet, dass diese nach Themen,

¹⁰ An dieser Stellungnahme erkennt man, dass die VertreterInnen der außerschulischen Jugendarbeit sich durchaus bewusst sind, selbst nicht in der Lage zu sein, ihre Bedürfnisse klar zu formulieren. Sie können die Probleme schildern, denen sie gegenüberstehen und die Überforderung beschreiben, der sie sich ausgesetzt fühlen. Sie fühlen sich jedoch außer Stande zu erkennen, ob bestehende Aus- und Weiterbildungsangebote tatsächlich ihre Bedürfnisse befriedigen würden.

nach Ausbildungsform und danach, ob es sich um Veranstaltungen für „Anfänger oder Profis“ handelt, geordnet sein müssten.

Von Seiten der am Workshop teilnehmenden PräventionsexpertInnen wird allerdings der Wunsch geäußert, dass innerhalb der Einrichtungen der außerschulischen Jugendarbeit die Informationen weitergegeben werden sollten, um zu vermeiden, dass die „ausgebildeten“ JugendarbeiterInnen in ihrer eigenen Organisation mit Unverständnis konfrontiert sind. Schließlich reicht es nicht aus, dass ein oder zwei Personen die Problematik erkennen; für präventives Handeln müssen die Rahmenbedingungen angepasst sein.¹¹

Wichtig ist es den PräventionsarbeiterInnen auch, dass sie von den JugendarbeiterInnen laufend Informationen und Feedback erhalten. So können sie aktuelle Trends in jugendlichen Lebenswelten besser verfolgen und auch die Nützlichkeit ihrer eigenen Konzepte für die Präventionsarbeit in der praktischen Jugendarbeit überprüfen.

Zusammenfassend lassen sich die Forderungen im Bereich der Qualifizierungsangebote folgendermaßen gliedern:

- Unterschiedliche Angebote für „Anfänger und Profis“ im Bereich der präventiven Arbeit im Rahmen der Jugendarbeit.
- Erstellen einer Angebotsliste vorhandener Qualifizierungsmöglichkeiten.
- Laufende Aktualisierung der Angebote.
- Einrichtung einer Koordinationsstelle, die den Kontakt zwischen außerschulischer Jugendarbeit und Präventionseinrichtungen erleichtert.

5.3.8. Formen der Weiterbildung

Da die Mitarbeiterstrukturen der einzelnen Einrichtungen der außerschulischen Jugendarbeit sehr unterschiedlich sind, müssen nicht nur Themen und Inhalte, sondern auch die Art der Weiterbildungsveranstaltungen zielgruppenspezifisch sein. Die Weiterbildungen sollten regional angeboten werden – in Halbtags- bis Ganztagsworkshops -, wobei zu berücksichtigen ist, dass ehrenamtliche MitarbeiterInnen

¹¹ Diese Forderung entspricht dem Wunsch, der im PräventionsexpertInnenworkshop geäußert wurde, unterstützend den einzelnen Jugendarbeitseinrichtungen zur Verfügung zu stehen, um die Rahmenbedingungen für Prävention beeinflussen zu können.

der außerschulischen Jugendarbeit wochentags aufgrund ihres Hauptberufs häufig keine Möglichkeit zum Besuch dieser Veranstaltungen haben.

Eine Tagung, in der PräventionsexpertInnen mit JugendarbeiterInnen zusammentreffen können und gemeinsam in Form von Vorträgen, Fragerunden und Workshops aktuelle Probleme der Prävention im Rahmen der Jugendarbeit behandeln, wird von den WorkshopteilnehmerInnen gefordert. (Allerdings wird von Seiten der JugendarbeiterInnen eingeschränkt, dass an so einer mehrtägigen Veranstaltung wiederum nur hauptamtlich tätige JugendarbeiterInnen teilnehmen würden.)

Bei der Ausrichtung einer solchen Tagung ist darauf zu achten, dass Präventions- und JugendarbeiterInnen voneinander lernen und miteinander arbeiten. Die beiden Seiten müssen, nach Ansicht der WorkshopteilnehmerInnen, gleichberechtigte Partner sein und der Zugang zu einer solchen Veranstaltung muss für die JugendarbeiterInnen sehr niederschwellig sein (Ausschreibungsform, Erreichbarkeit, Termin, Kosten).

5.3.9. Kooperation

Die Kooperationen, die von den WorkshopteilnehmerInnen angestrebt werden, beschränken sich auf die Netzwerkbildung, die durch die oben genannte Koordinierungsstelle organisiert werden soll. Dabei sollte es regelmäßige Treffen mit der Koordinierungsstelle geben, um Inhalte und Methoden der Weiterbildungsangebote, sowie Bedürfnisse und Probleme der außerschulischen Jugendarbeit auszutauschen.

Diese Netzwerke, und damit auch die Koordinierungsstellen, sollen regional resp. bundeslandweit – keinesfalls jedoch österreichweit – konzipiert sein, da sonst, nach Ansicht der WorkshopteilnehmerInnen, diese nicht genützt würden.

Wesentlich ist für die WorkshopteilnehmerInnen eine Intensivierung des Austausches zwischen Jugendarbeit und Prävention; erst danach können Kooperationen anlaufen.

5.4. Interpretation der Workshops

In den Workshops haben die TeilnehmerInnen zwar dasselbe gefordert und gewünscht, es wurde aber „zwischen den Zeilen“ die unterschiedliche Wahrnehmung deutlich. Die beiden Seiten – Jugendarbeit und Prävention – befinden sich nicht auf derselben Gesprächsebene: Die PräventionsexpertInnen sehen sich als Dienstleister, die die Bedürfnisse der Jugendarbeit befriedigen können.

Weiters ist es fraglich, ob die Bereitschaft der PräventionsexpertInnen auf jeden Bildungsbedarf der Jugendarbeit einzugehen, tatsächlich gegeben ist. Denn im vorhergehenden Workshop wurde eindeutig darauf hingewiesen, dass man die eigene Rolle nicht nur in der Qualifizierung sieht, sondern dass man in die präventive Tätigkeit im Rahmen der Jugendarbeit eingebunden bleiben möchte.

Von Seiten der Jugendarbeit ist die Bereitschaft, die PräventionsarbeiterInnen in die praktische Jugendarbeit vor Ort einzugliedern, nicht feststellbar gewesen.

Es ist daher im Vorfeld aller weiteren Kooperationsanbahnungen für die Implementierung präventiver Methoden in die Jugendarbeit eine Intensivierung des Austausches von Einrichtungen der außerschulischen Jugendarbeit und der Präventionsstellen notwendig.

6. Risiko und Prävention aus der Sicht 10- bis 30jähriger Österreicherinnen und Österreicher

Beate Großegger, Manfred Zentner

Der „4. Bericht zur Lage der Jugend. Teil B: Prävention in der außerschulischen Jugendarbeit“ verfolgt einen lebensweltlich orientierten Forschungsansatz und geht davon aus, dass Phänomene des sozialen Alltags nur dann angemessen erfasst werden können, wenn (auch) die Sichtweisen der beteiligten AkteurInnen in die Forschung einfließen. Lebensweltliche Forschung will also gewissermaßen die Chancen verbessern, „Welt(en) wenigstens annäherungsweise so zu rekonstruieren, wie die Menschen sie erfahren (...)“ (Honer 2002: 199)

Ziel des „4. Bericht zur Lage der Jugend. Teil B: Prävention in der außerschulischen Jugendarbeit“ ist daher – ausgehend von dieser Prämisse – nicht nur die Sichtweisen der Jugend- und Präventionsarbeit, sondern vielmehr auch die Sichtweisen, Erfahrungen und Bedürfnisse potentieller Zielgruppen von Prävention zu explorieren.

Im Zentrum des Forschungsinteresses stehen dabei

- die Einschätzung und Bewertung präventionsrelevanter Gefährdungspotenziale durch 10- bis 30jährige Österreicherinnen und Österreicher,
- Risikobereitschaft und Risikobewusstsein bei Kids, Jugendlichen und jungen Erwachsenen,
- Motive für die Nutzung von präventiven Angeboten sowie Image und Akzeptanz präventiver Angebote,
- der persönliche Umgang mit präventionsrelevanten Themen/Problemen sowie alters- und geschlechtsspezifische Problemlösungsstrategien,
- Motive für eine Inanspruchnahme bzw. Nicht-Inanspruchnahme von professioneller Hilfe,
- Einstellungen zu und die Bewertung von peer group education,
- sowie Kontextfaktoren, die die Einschätzung und Bewertung von Risiko und Prävention beeinflussen.

Methodisch wird in diesem Forschungsmodul auf das Gruppendiskussionsverfahren zurückgegriffen. Gruppendiskussionen stellen eine erprobte Methode der qualitativen Sozialforschung dar, die auch bei sehr komplexen Thematiken tiefgehende Einblicke in die Sichtweisen der betroffenen AkteurInnen erlaubt.

6.1. Gruppendiskussionen: Grundlegendes zur Methode

Das Gruppendiskussionsverfahren zählt zu den am längsten erprobten Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Bereits in den 1950er Jahren kam das Gruppendiskussionsverfahren im deutschsprachigen wie auch im angelsächsischen Raum zum Einsatz. Bevorzugtes Einsatzgebiet waren und sind

- Motiv- und Motivationsanalysen sowie
- Explorationen von Meinungen und Einstellungen in noch kaum beforschten Untersuchungsbereichen.

Das Gruppendiskussionsverfahren geht von der Annahme aus, dass das Gespräch zwischen Menschen die ursprünglichste Form der Meinungsbildung ist.

Die Zusammensetzung der Diskussionsgruppen erfolgt, indem – gemäß den Zielen des Forschungsplanes – TeilnehmerInnenstichproben gezogen werden. Die Diskussionsgruppen werden nach Kriterien, die in Hinblick auf die forschungsleitende Fragestellung relevant erscheinen, zusammengestellt. Sie umfassen im Idealfall zwischen sieben und zwölf, jedoch maximal fünfzehn TeilnehmerInnen.

Die Diskussion verläuft entlang eines Gesprächsleitfadens, der die Eckpunkte der Diskussion vorgibt, den DiskussionsteilnehmerInnen aber dennoch die Möglichkeit bietet, lebensweltliche Sichtweisen einzubringen und Fragestellungen, die vom ForscherInnenteam vorab nicht als relevant erkannt wurden, zu thematisieren.¹

Beim Gruppendiskussionsverfahren handelt es sich um eine Methode der interaktiven Datensammlung, die auf aktiver Mitarbeit der TeilnehmerInnen basiert. Die DiskussionsteilnehmerInnen werden dabei als ExpertInnen ihrer eigenen Lebenswelt begriffen.

Grundlegendes Ziel des Gruppendiskussionsverfahren ist es, Meinungen und Motivationsstrukturen aus der Sicht der betroffenen AkteurInnen zu explorieren. Im Gegensatz zu standardisierten Interviews der klassischen Umfrageforschung schafft die Methode der Gruppendiskussion alltagsnahe Gesprächssituationen, in denen die TeilnehmerInnen ihre Einstellungen und Meinungen vor dem Hintergrund ihrer persönlichen Betroffenheit thematisieren. Alltagsweltliche Sinn- und

¹ Die durch den Gesprächsleitfaden vorgegebenen Themen schaffen die Grundlage für Vergleiche der in den Diskussionsgruppen vertretenen Perspektiven „bei gleichzeitiger Offenheit für die jeweiligen, darauf bezogenen Sichtweisen“ (Flick 1996: 161).

Bedeutungszuschreibungen der TeilnehmerInnen finden in besonderer Weise Berücksichtigung.²

Die TeilnehmerInnen können sich entlang der thematischen Struktur, die durch den Gesprächsleitfaden vorgegeben ist, auf „für sie wichtige Themen beziehen, die der Forscher unter Umständen vor Beginn der Diskussion nicht gesehen und als solche eingeschätzt hat, und sie haben die Möglichkeit, differenziertere Angaben zu machen, als etwa bei dem standardisierten Interview.“ (Lamnek 1995: 166) Bei nicht zutreffenden, sozial nicht geteilten oder als extrem empfundenen Antworten eines Diskussionsteilnehmers bzw. einer Diskussionsteilnehmerin, wirkt die Gruppe als Korrektiv; eine Validierung der Ansichten und Äußerungen erfolgt demnach unmittelbar in der Gruppe vor Ort.

Darüber hinaus liefern Gruppendiskussionen wichtige Erkenntnisse über gruppenspezifische Aushandlungs- und Problemlösungsprozesse und schaffen damit Grundlagen, um zielgruppengerechte Problemlösungsansätze erarbeiten zu können.

Die spezifische Qualität des Gruppendiskussionsverfahrens liegt demnach ganz maßgeblich darin, durch gezielte Nutzung der Gruppendynamik zielgruppennahe Ergebnisse mit großer Praxisrelevanz zu produzieren.

Mayring (2002) betont in diesem Zusammenhang, dass mit der Methode der Gruppendiskussion „psychische Sperrn durchbrochen werden können und die Beteiligten (...) die Einstellungen offen legen, die auch im Alltag ihr Denken, Fühlen und Handeln bestimmen.“ (Mayring 2002: 77)

Im Rahmen des „4. Bericht zur Lage der Jugend. Teil B: Prävention in der außerschulischen Jugendarbeit“ wurden insgesamt zwölf Gruppendiskussionen mit 10- bis 30jährigen Österreicherinnen und Österreichern (Kids, Jugendliche und junge Erwachsene) durchgeführt.

Die Gruppendiskussionen fanden zwischen März 2003 und Mai 2003 in einem ausgewogenen regionalen Mix – verteilt über das gesamte Bundesgebiet – statt.

Die Ergebnisse dieser Gruppendiskussionen dienen als Grundlage, um präventive Angebote zielgruppenorientiert gestalten bzw. optimieren zu können.

² In streng sozialwissenschaftlichem Sinn liefern Gruppendiskussionen Selbstdarstellungsdaten, die handlungsleitendes Wissen repräsentieren. (vgl. Honer 2000: 200)

6.2. TeilnehmerInnenstichproben

Die Qualität der Ergebnisse, die sich mit dem Gruppendiskussionsverfahren gewinnen lassen, hängt wesentlich von der Zusammensetzung der TeilnehmerInnenstichproben ab. Im Rahmen dieser Untersuchung wurden die TeilnehmerInnenstichproben auf Grundlage soziodemographischer Kriterien (Alter, Geschlecht, Ausbildung, Berufsstand, Topographie) gezogen. Die Diskussionsgruppen wurden gängigen Qualitätsstandards entsprechend, aus Personen, die sich gegenseitig nicht kennen, zusammengesetzt.

Um alters- und geschlechtsspezifische Vergleiche anstellen und Unterschiede in der Einschätzung und Bewertung von Gefährdungspotenzialen sowie präventiven Angeboten feststellen zu können, wurden die TeilnehmerInnenstichproben alters- und geschlechtshomogen zusammengesetzt. Es wurden je zwei Gruppendiskussionen durchgeführt mit:

- Mädchen im Alter von 10 bis 14 Jahren (Kids weiblich),
- Burschen im Alter von 10 bis 14 Jahren (Kids männlich),
- Mädchen im Alter von 15 bis 18 Jahren (nicht-volljährige Jugendliche weiblich),
- Burschen im Alter von 15 bis 18 Jahren (nicht-volljährige Jugendliche männlich),
- jungen Frauen im Alter von 19 bis 30 Jahren (volljährige Jugendliche und junge Erwachsene weiblich),
- jungen Männern im Alter von 19 bis 30 Jahren (volljährige Jugendliche und junge Erwachsene männlich).

6.3. Qualitative Datenerhebung

Die Gruppendiskussionen wurden im gesamten Bundesgebiet durchgeführt. Um regionale Ausgewogenheit zu gewährleisten, wurden jeweils drei der zwölf Gruppendiskussionen in der „Region West“ (Vorarlberg, Tirol), „Region Nord“ (Salzburg, Oberösterreich), „Region Ost“ (Wien, Niederösterreich, Burgenland) und „Region Süd“ (Kärnten, Steiermark) durchgeführt.

Um darüber hinaus mögliche Auswirkungen eines Stadt-Land-Gefälles auf die Einstellungen und Bewertungen von Gefährdungspotenzialen und präventiven Angeboten explorieren zu können, wurde pro Region je eine Gruppendiskussion

- in einer Landeshauptstadt (Region West: Innsbruck, Region Nord: Salzburg, Region Ost: Wien, Region Süd: Klagenfurt),

- in einer Bezirkshauptstadt (Region West: Dornbirn, Region Nord: Hallein, Region Ost: Krems, Region Süd: Spittal an der Drau),
- im kleinstädtischen Raum (Region West: Imst, Region Nord: Altmünster, Region Ost: Großwarasdorf, Region Süd: Mureck) durchgeführt.

Eine Gesamtübersicht über die Verteilung der 12 Gruppendiskussionen nach Alter, Geschlecht und Topographie zeigt die folgende Grafik.



Jede der zwölf Gruppendiskussionen, wurde von einem geschulten Interviewer bzw. einer geschulten Interviewerin moderiert und von einem Fokus-Gruppen-Assistenten bzw. einer Fokus-Gruppen-Assistentin protokolliert. Darüber hinaus wurde jede Gruppendiskussion internationalen Qualitätsstandards entsprechend auf Video dokumentiert.

Angesichts der geschlechtssensiblen Thematiken, die in der Präventionsarbeit aufgegriffen werden und die in den Gruppendiskussionen aus der Sicht der Jugendlichen und jungen Erwachsenen exploriert werden sollten, wurden sämtliche Gruppendiskussionen mit Burschen und jungen Männern von männlichen Personen und sämtliche Diskussionen mit Mädchen und jungen Frauen von weiblichen Personen moderiert.

6.4. Auswertungsverfahren

Nach Durchführung der Gruppendiskussionen (Datenerhebung) wurden die erhobenen Gesprächsdaten in Hinblick auf das Forschungsinteresse ausgewertet. Die Auswertung der Gruppendiskussionen erfolgt in Anlehnung an das von Flick (1996) entwickelte Verfahren des „thematischen Kodierens“.

„Thematisches Kodieren“ eignet sich als Auswertungsverfahren insbesondere für Studien, die, wie das Gruppendiskussionsmodul dieser Studie – an einem qualitativen Vergleich von verschiedenen Untersuchungsgruppen orientiert sind.

Beim „thematischen Kodieren“ handelt es sich um ein mehrstufiges Auswertungsverfahren:

- In einem ersten Analyseschritt wird jede der zwölf Gruppendiskussionen als einzelner Fall analysiert; dabei wird sowohl eine kurze Einzelfallbeschreibung als auch eine Einzelfallanalyse durchgeführt.
- In einem weiteren Analyseschritt wird ein Gruppenvergleich durchgeführt.

Die Einzelfallbeschreibung besteht aus einer Kurzinformation zur Diskussionsgruppe (TeilnehmerInnenstichprobe), zum Ambiente, in dem die Gruppendiskussion stattgefunden hat, sowie zum übergreifenden Motto, unter dem die DiskussionsteilnehmerInnen Risiko und/oder Prävention interpretieren. Diese kurze Fallbeschreibung ist von heuristischem Wert für die weitergehende Analyse.

Im Anschluss an die Einzelfallbeschreibung folgt eine Einzelfallanalyse: Dabei wird jede der zwölf Gruppendiskussionen entlang der thematischen Struktur, die der Gesprächsleitfaden vorgibt, und ergänzt durch problembezogene Perspektiven, die die DiskussionsteilnehmerInnen in die Diskussion einbringen, kodiert. Neben so genannten „konstruierten Codes“, die der Fachterminologie der Präventionstheorie entnommen sind, kommt dabei vor allem auch so genannten „In-Vitro-Codes“ große Bedeutung zu. „In-Vitro-Codes“ werden unmittelbar den Aussagen der DiskussionsteilnehmerInnen entnommen und illustrieren bildhaft und lebensnah die Sichtweisen und eigeninterpretativen Bedeutungen der TeilnehmerInnen in bezug auf Risiko und Prävention.

Die Einzelfallanalysen dienen in erster Linie dazu, zu rekonstruieren, wie die DiskussionsteilnehmerInnen bzw. Diskussionsgruppen Gefährdungspotenziale und präventive Angebote in ihrem persönlichen Alltag wahrnehmen. Und sie schaffen zugleich die Grundlagen, um in einem zweiten Analyseschritt, einen systematischen Vergleich zwischen den Diskussionsgruppen anzustellen.

Beim Gruppenvergleich werden die Ergebnisse der zwölf Gruppendiskussionen entlang der im Gesprächsleitfaden festgelegten thematischen Struktur zueinander in Beziehung gesetzt. Das Forschungsinteresse richtet sich bei diesem Vergleich insbesondere auf alters- und geschlechtsspezifische Unterschiede in der Einschätzung und Bewertung von Risiko und Prävention.

Sowohl in den Einzelfallanalysen als auch beim Gruppenvergleich wird analyseleitend auf das Strauss'sche Kodierparadigma Bezug genommen.

Das Strauss'sche Kodierparadigma ist ein „Leitsystem“ für qualitative Datenauswertung, bei dem die ForscherInnen während der gesamten Datenauswertungsphase immer dieselben vier Fragen an den Text bzw. die qualitativ erhobenen Gesprächsdaten herantragen:

- die Frage nach den Bedingungen³,
- die Frage nach den Interaktionen (der betroffenen AkteurInnen),
- die Frage nach Strategien und Taktiken
- sowie die Frage nach (real erlebten und/oder erwarteten) Konsequenzen⁴.

Mit diesem „Leitsystem“ schafft Strauss eine Grundlage für systematische und umfassende Analysen qualitativer Daten, in denen sowohl Ursachen-, Beziehungs-, Handlungs- wie auch Wirkungsdimensionen Berücksichtigung finden. (vgl. Strauss 1998)

Im Rahmen der Auswertung der zwölf Gruppendiskussionen wurde bei einstellungs- und motivationsspezifischen Fragestellungen insbesondere auf Begründungen für die jeweiligen Einstellungen sowie auf Konsequenzen, die sich sowohl für die Betroffenen als auch für AnbieterInnen präventiver Angebote daraus ergeben, fokussiert.

Bei stärker handlungsorientierten Fragestellungen konzentrierte sich das analytische Interesse auch auf Beziehungen zwischen an Beratungs- und Hilfestellungsprozessen Beteiligten sowie auf die von den DiskussionsteilnehmerInnen vorgeschlagenen Strategien im Umgang mit präventionsrelevanten Themen.

6.5. Einzelauswertung der 12 Gruppendiskussionen

Im Folgenden werden die Kernergebnisse der zwölf Gruppendiskussionen dargestellt. Die Einzelauswertungen sind gemäß dem Ansatz des „thematischen Kodierens“ so angelegt,

³ In den auszuwertenden Texten resp. Gesprächsdaten verbergen sich beispielsweise hinter einem „weil“, „da“, „wegen“ etc. die zu analysierenden Bedingungen

dass sie das Typische (bzw. Motto) in der Einschätzung und Bewertung von Risiko und Prävention in jeder der zwölf Gruppendiskussionen heraus arbeiten und die Sichtweisen, Erfahrungen und Bedürfnisse der DiskussionsteilnehmerInnen illustrieren⁵.

Dabei finden folgende Analysedimensionen besondere Berücksichtigung:

- Risikoverhalten und Risikobewusstsein
- wahrgenommene Gefährdungen bei Gleichaltrigen, bei Jüngeren und bei Älteren
- AnsprechpartnerInnen bei Problemen
- Akzeptanz von peer group education

Die Einzelauswertungen sind Grundlage für einen systematischen Gruppenvergleich und bringen wesentliche Erkenntnisse für eine zielgruppennahe Optimierung präventiver Maßnahmen.

6.5.1. Gruppendiskussion mit 10- bis 14jährigen Mädchen in Wien

Die Gruppendiskussion fand am 18. März 2003 im Seminarraum von jugendkultur.at / Institut für Jugendkulturforschung in Wien statt. An der Diskussion beteiligten sich neun Mädchen im Alter von 10 bis 14 Jahren.

Charakteristik der Gruppe: Alle Teilnehmerinnen sind Schülerinnen. Ihre Freizeit verbringen sie am liebsten mit ihren FreundInnen. Als wichtigste Freizeitaktivitäten nennen sie Musik hören, Internet surfen, Kinobesuche, Sport (Tennis), Musizieren und Tanzen.

Kernergebnisse im Überblick

Gefährdungspotenziale: Gruppenzwang, ein schlechtes Umfeld und Drogen werden von Diskussionsteilnehmerinnen als die größten Gefährdungen für 10- bis 14jährige wahrgenommen.

Risikoverhalten und Risikobewusstsein: Riskantes Verhalten führen die Diskussionsteilnehmerinnen in erster Linie auf Gruppenzwang, aber auch auf die Suche nach dem Risiko-Kick zurück.

⁴ Die zu analysierenden Konsequenzen finden sich häufig durch Formulierungen wie „als Folge von“, „deshalb“, „mit dem Ergebnis“, „die Konsequenz war“ etc. eingeleitet.

⁵ Die Einzelauswertungen der 12 Gruppendiskussionen sind in diesem Bericht nicht ausgewiesen, da eine solche Vorgehensweise den Umfang des Berichts sprengen würde.

AnsprechpartnerInnen bei Problemen: Bei persönlichen Problemen würden sich die Diskussionsteilnehmerinnen in erster Linie an FreundInnen und ältere Geschwister wenden.

Bewertung und Akzeptanz von peer group education: An einer Beratung durch Gleichaltrige besteht kein Interesse, da sie 10- bis 14jährige als zu unerfahren einschätzen und ihnen kompetente Beratung nicht zutrauen. Umgekehrt wäre man selbst bereit, Gleichaltrige zu informieren oder beraten.

6.5.2. Gruppendiskussion mit 10- bis 14jährigen Mädchen in Dornbirn/Vorarlberg.

Die Gruppendiskussion fand am 30. März 2003 im Café des Jugendzentrums Wismut in Dornbirn statt. An der Diskussion beteiligten sich neun Mädchen im Alter von 10 bis 14 Jahren.

Charakteristik der Gruppe: Vier Mädchen dieser Gruppe sind Schülerinnen einer AHS, der Rest geht in die Hauptschule. Jedes zweite Mädchen ist nicht deutscher Muttersprache.

In der Freizeit gehen sie ins Jugendzentrum oder sie treffen sich mit Freunden und Freundinnen in Dornbirner Lokalen (*„was trinken gehen“*). Auch Tanzen, Sport (Klettern, Reiten) und Musikmachen (HipHop; Cello, Klarinette) werden als Freizeitaktivitäten genannt.

Kernergebnisse im Überblick

Gefährdungspotenziale: Drogen, Alkohol und Gefahren im Straßenverkehr werden von den Diskussionsteilnehmerinnen als die größten Gefährdungen für 10- bis 14jährige eingeschätzt.

Risikoverhalten und Risikobewusstsein: Riskantes Verhalten führen die Diskussionsteilnehmerinnen in erster Linie auf Experimentierlust und *„Cool-Sein-Wollen“* zurück.

AnsprechpartnerInnen bei Problemen: Bei persönlichen Problemen würden sich die Diskussionsteilnehmerinnen zu aller erst an ihre Mütter oder FreundInnen wenden.

Bewertung und Akzeptanz von peer group education: An Beratung durch Gleichaltrige besteht wenig Interesse. Derartige Angebote würden die Teilnehmerinnen nur dann annehmen, wenn sie die beratende Person kennen und sie Vertrauen zu ihr haben.

6.5.3. Gruppendiskussion mit 15- bis 18jährigen Mädchen in Imst/Tirol

Die Gruppendiskussion fand am 29.März 03 im Jugendzentrum FAF (Friends & Fun) in Imst statt. An der Diskussion beteiligten sich vierzehn Mädchen im Alter von 15 bis 18 Jahren.

Charakteristik der Gruppe: Neun der Mädchen besucht weiterführende Schulen, zwei gehen noch in die Hauptschule, drei sind Lehrlinge.

Ihre Freizeit verbringen sie vorzugsweise mit Sport (Volleyball, Beachvolleyball, Basketball, Tennis, Schwimmen, Schifahren, Snowboarden), FreundInnen treffen, Fernsehen, Lesen und Faulenzen.

Kernergebnisse im Überblick

Gefährdungspotenziale: Alkohol, ein falscher Freundeskreis, aber auch Leichtsinn werden von den Diskussionsteilnehmerinnen als die größten Gefährdungen für 15- bis 18jährige genannt.

Risikoverhalten und Risikobewusstsein: Riskantes Verhalten führen die Diskussionsteilnehmerinnen vor allem auf Unreflektiertheit und „Cool-Sein-Wollen“ zurück. Aber auch Kompensation des Alltagsstress durch einen Adrenalin-Kick kann ihrer Meinung nach Grund für riskantes Verhalten sein.

AnsprechpartnerInnen bei Problemen: Bei persönlichen Problemen würden sich die Mädchen zuerst an die Eltern oder an FreundInnen wenden.

Bewertung und Akzeptanz von peer group education: Angebote der peer group education stoßen bei den Diskussionsteilnehmerinnen auf geringes Interesse. Als Hauptkritikpunkt an einer Beratung durch Gleichaltrige führen sie mangelnde Lebenserfahrung an.

6.5.4. Gruppendiskussion mit 15- bis 18jährigen Mädchen in Hallein/ Salzburg

Die Gruppendiskussion fand am 28.März 2003 im Jugendzentrum Zone 11 in Hallein statt. An der Diskussion beteiligten sich zwölf Mädchen im Alter von 10 bis 14 Jahren.

Charakteristik der Gruppe: Zehn Diskussionsteilnehmerinnen gehen noch zur Schule – jeweils in höherbildende Schulen –, eine Teilnehmerin hat soeben mit dem Studium begonnen und eine weitere ist bereits berufstätig.

In ihrer Freizeit sind sie sehr sportlich, im Winter Snowboard, im Sommer Beachvolleyball.

Kernergebnisse im Überblick

Gefährdungspotenziale: Als größte Gefährdungen für 15- bis 18jährige nennen die Diskussionsteilnehmerinnen Alkohol, Drogen und einen falschen Freundeskreis.

Risikoverhalten und Risikobewusstsein: Riskantes Verhalten sehen die Diskussionsteilnehmerinnen vor allem in Neugier, Lust am Risiko-Kick, aber auch im Gruppenzwang begründet.

AnsprechpartnerInnen bei Problemen: Bei persönlichen Problemen wenden sich die Diskussionsteilnehmerinnen zunächst an ihre FreundInnen.

Bewertung und Akzeptanz von peer group education: Die Diskussionsteilnehmerinnen zeigen großes Interesse an Beratung von Jugendlichen für Jugendliche. Sie sind überzeugt davon, dass gleichaltrige BeraterInnen mit ähnlichen Erfahrungen ihre Probleme besser verstehen. Angeregt wird, dass Mädchen von Mädchen und Burschen von Burschen beraten werden sollten.

6.5.5. Gruppendiskussion mit 19- bis 30jährigen jungen Frauen in Altmünster/Oberösterreich

Die Gruppendiskussion fand am 21. März 2003 in einem Tagungsraum eines Hotels in Altmünster statt. An der Diskussion beteiligten sich sieben junge Frauen im Alter von 19 bis 30 Jahren.

Charakteristik der Gruppe: Zwei Diskussionsteilnehmerinnen stehen bereits im Berufsleben, fünf befinden sich derzeit noch in Ausbildung (zwei davon studieren). Ihre Freizeit verbringen sie vorzugsweise mit FreundInnen. Weitere Freizeitinteressen sind Kino- und Konzertbesuche, Musik hören, Faulenzen, Lesen und auch Shopping.

Kernergebnisse im Überblick

Gefährdungspotenziale: Als größte Gefährdungen für 19- bis 30jährige nehmen die Diskussionsteilnehmerinnen Schulden, Drogen und Beziehungsprobleme wahr.

Risikoverhalten und Risikobewusstsein: Riskantes Verhalten wird von den Diskussionsteilnehmerinnen als Frage der Persönlichkeit gesehen bzw. auf „Risiko-Mentalität“ zurückgeführt. Präventive Maßnahmen im Sinne von Risikosensibilisierung und Risikoreflexion nützen bei diesen „Risikotypen“ ihrer Ansicht nach selten.

AnsprechpartnerInnen bei Problemen: Bei persönlichen Problemen wenden sich die Diskussionsteilnehmerinnen zuerst an Eltern und FreundInnen, um deren Meinung einzuholen. Zusätzlich recherchieren sie Informationen zu ihrem Problem vorzugsweise

im Internet. Erst wenn sie feststellen, dass diese Informationen nicht weiterhelfen können, würden sie sich zu einem Beratungsgespräch entschließen.

Bewertung und Akzeptanz von peer group education: Peer group education wird von den Diskussionsteilnehmerinnen positiv bewertet. Allerdings ist gute Beratung aus ihrer Sicht keine Frage des Alters, sondern eine von kompetentem und sympathischem Auftreten.

6.5.6. Gruppendiskussion mit 19- bis 30jährigen jungen Frauen in Spittal an der Drau/Kärnten

Die Gruppendiskussion fand am 30. März 2003 im Extrazimmer eines Kaffeehauses in Spittal an der Drau statt. An der Diskussion beteiligten sich zehn junge Frauen im Alter von 19 bis 30 Jahren.

Charakteristik der Gruppe: Zwei Diskussionsteilnehmerinnen befinden sich derzeit noch in Ausbildung, acht Diskussionsteilnehmerinnen stehen bereits im Berufsleben.

In ihrer Freizeit treffen sich die jungen Frauen gern mit ihren FreundInnen, ‚Relaxen‘ (Fernsehen, Schlafen) oder betreiben Sport (Tennis, Radfahren, Schwimmen, Laufen, Fitness-Center).

Kernergebnisse im Überblick

Gefährdungspotenziale: Als größte Gefährdungen für 19- bis 30jährige sehen die Diskussionsteilnehmerinnen Arbeitslosigkeit, Schulden und Alkohol.

Risikoverhalten und Risikobewusstsein: Riskantes Verhalten wird von den Diskussionsteilnehmerinnen vor allem auf eine Suche nach dem „Risiko-Kick“ zurückgeführt.

AnsprechpartnerInnen bei Problemen: Bei persönlichen Problemen wenden sich die Diskussionsteilnehmerinnen zuerst an FreundInnen und Eltern.

Bewertung und Akzeptanz von peer group education: Peer group education stehen die Diskussionsteilnehmerinnen eher skeptisch gegenüber. Ältere BeraterInnen werden aufgrund größerer Erfahrung/Reife gegenüber gleichaltrigen BeraterInnen eher bevorzugt.

6.5.7. Gruppendiskussion mit 10- bis 14jährigen Burschen in Salzburg Stadt

Die Gruppendiskussion fand am 22. März 2003 in den Räumlichkeiten des Jugendzentrums IGLU in Salzburg Stadt statt.

An der Diskussion beteiligten sich sechs Burschen im Alter von 10 bis 14 Jahren.

Charakteristik der Gruppe: Die Hälfte der Gruppe sind AHS-Schüler die andere Hauptschüler

Kernergebnisse im Überblick

Gefährdungspotenziale: Ein falscher Freundeskreis und Gruppenzwang werden als die Hauptprobleme für Jugendliche ihres Alters angesehen. Außerdem stellt die Entscheidung für die richtige Ausbildung ein großes Problem dar.

Risikoverhalten und Risikobewusstsein: Jugendliche im Alter von 10 bis 14 sind sich der tatsächlichen Gefährdung nicht bewusst. Risiken werden aus Leichtsinn oder Langeweile in Kauf genommen.

AnsprechpartnerInnen bei Problemen: Der Freundeskreis und die Familie stellen die ersten Anlaufstellen dar; für schulische Probleme auch der Lehrkörper. Präventionseinrichtungen sind nicht im Bewusstsein dieser Altersgruppe verankert.

Bewertung und Akzeptanz von peer group education: Sowohl Beratung und Information durch Gleichaltrige wird begrüßt als auch Bereitschaft gezeigt, selbst in dieser Hinsicht aktiv zu werden. Voraussetzung für das Funktionieren solcher Ansätze ist, dass die als Berater fungierende Person persönlichen Bezug zu den Problemen hat.

6.5.8. Gruppendiskussion mit 10- bis 14jährigen Burschen in Krems/ Niederösterreich

Die Gruppendiskussion fand am 12. März 2003 in Krems im Jugendzentrum Pulverturm statt. Diskussionsteilnehmer waren neun Burschen im Alter von 10 bis 14 Jahren.

Charakteristik der Gruppe: Sieben der Jugendlichen besuchen die Hauptschule, einer die AHS, einer ist in einem Lehrgang für Schulabbrecher. Fünf Jugendliche waren nicht deutscher Muttersprache.

In der Freizeit beschäftigen sich die Kids in erster Linie mit Sport wie Fußballspielen.

Kernergebnisse im Überblick

Gefährdungspotenziale: Gewalt – sowohl als Opfer als auch als Täter – und Missbrauch legaler Drogen werden als hauptsächliche Gefährdungen für Jugendliche ihres Alters angesehen.

Risikoverhalten und Risikobewusstsein: Jugendliche lassen sich nicht bewusst auf Risiken ein. Gefährdungen werden im eigenen Verhalten nicht berücksichtigt. Gefahren nimmt man nur beim Verhalten anderer wahr. Man setzt sich Gefährdungen unbewusst aus, weil man Spaß haben möchte.

AnsprechpartnerInnen bei Problemen: Bezugspersonen aus dem Freundeskreis und aus der Familie sind die wichtigsten Anlaufstellen, wobei die jeweiligen Personen je nach Problem gewählt werden. Wichtig ist daher, dass sie Verständnis für die eigene Situation zeigen; ein Abhängigkeitsverhältnis schreckt daher ab.

Bewertung und Akzeptanz von peer group education: Beratung und Information für und durch Gleichaltrige wird in der Gruppe dann begrüßt, wenn zu den jeweiligen Themen Kompetenz vorliegt.

6.5.9. Gruppendiskussion mit 15- bis 18jährigen Burschen in Klagenfurt

Die Fokusgruppe fand am 14. April 2003 im Jugendzentrum Mozarthof in Klagenfurt statt. An der Diskussion nahmen acht 15 bis 18jährige männliche Jugendliche teil.

Charakteristik der Gruppe: Alle Diskussionsteilnehmer besuchen eine weiterbildende Schule.

Freunde treffen und Musik stehen im Mittelpunkt des Freizeitinteresses. Die Jugendlichen sind sehr aktiv. Vier machen selbst Musik, einer programmiert am Computer und Skaten und Basketball sind die beliebtesten Sportarten.

Kernergebnisse im Überblick

Gefährdungspotenziale: Gewalt, Alkohol und Sucht stellen die größten Gefährdungspotenziale für Jugendliche im Alter von 15 bis 18 Jahren dar. Problematisch wird auch die Zukunftsangst gesehen, die man auf die unzureichende schulische Ausbildung zurückführt.

Risikoverhalten und Risikobewusstsein: Risiken werden eingegangen auf der Suche nach Spaß und nach Akzeptanz innerhalb der Freundesgruppe. Beim Umgang mit Risiko verlässt man sich auf das Glück.

AnsprechpartnerInnen bei Problemen: Vertrauen ist die wichtigste Grundlage damit eine Anlaufstelle akzeptiert wird. Freundeskreis und Familie dienen als erste AnsprechpartnerInnen. Bei der Suche nach allgemeiner Information ist Anonymität das wichtigste Kriterium. Beratungsstellen werden aus diesem Grund skeptisch betrachtet.

Bewertung und Akzeptanz von peer group education: Wird generell akzeptiert, jedoch nur in Bereichen, in denen die peers persönliche Erfahrungen haben. Außerdem sollen die peers nicht von sich aus aktiv werden; sie sollen nur auf Anfrage zur Verfügung stehen.

6.5.10. Gruppendiskussion mit 15- bis 18jährigen Burschen in Mureck/Steiermark

Die Gruppendiskussion fand am 13. April 2003 im Jugendzentrum House in Mureck statt.

An der Diskussion nahmen neun Burschen im Alter von 15 bis 18 Jahren teil.

Charakteristik der Gruppe: In der Gruppe waren fünf Lehrlinge und vier Schüler. Alle Jugendlichen besuchen zumindest hin und wieder das JUZ House in Mureck.

Sport (Skaten, Radfahren, Tennis, Fußball, Basketball) und Musik bilden den Mittelpunkt ihrer Freizeitinteressen.

Kernergebnisse im Überblick

Gefährdungspotenziale: Die größten Gefährdungen für Gleichaltrige stehen in direktem Zusammenhang zur wirtschaftlichen Infrastruktur der Region. Sucht und Alkohol werden als Fluchtverhalten angesehen, Verkehrsunfälle scheinen alltäglich und: der Großteil der Jugendlichen ist gezwungen zu pendeln.

Risikoverhalten und Risikobewusstsein: Risiken werden aus Spaß oder aber unbewusst eingegangen. Man setzt sich Gefährdungen aus, weil es die anderen auch tun. Beim Umgang mit Risiken und Gefährdungen schwingt ein gewisser Fatalismus mit: *„Wenn's schief geht – Pech g'habt.“*

AnsprechpartnerInnen bei Problemen: Freundeskreis und Familie stellen die primären Anlaufstellen bei Problemen dar. Bei Beratungen muss die Anonymität gesichert sein; es ist davon auszugehen, dass nur in Extremsituationen eine Beratungsstelle aufgesucht würde.

Bewertung und Akzeptanz von peer group education: Die Gesprächsbasis mit Gleichaltrigen wird positiver gesehen als die mit Älteren. Daher würde Information und Beratung durch Gleichaltrige akzeptiert, wie sie auch jetzt bereits – ohne besondere Ausbildung der handelnden Personen – stattfindet. Wichtig ist dabei, dass die beratenden Gleichaltrigen einem sympathisch sind.

6.5.11. Gruppendiskussion mit 19- bis 30jährigen jungen Männern in Innsbruck

Die Diskussionsgruppe fand am 22. März 2003 im Infoeck in Innsbruck statt.

Die Diskussionsteilnehmer waren acht junge Männer im Alter von 19 bis 30 Jahren.

Charakteristik der Gruppe: Die Hälfte der Teilnehmer sind Studenten in Innsbruck, die andere Hälfte ist berufstätig.

Selbst Musik machen und bei Veranstaltungen mitorganisieren sind wichtige Freizeitbeschäftigungen der jungen Männer. Mit Freunden etwas unternehmen steht im Mittelpunkt.

Kernergebnisse im Überblick

Gefährdungspotenziale: Die größten Gefährdungen für 19- bis 30jährige werden in Schulden, Alkohol und Drogen gesehen. Man geht davon aus, dass junge Erwachsene Gefahren nicht bewusst wahrnehmen.

Risikoverhalten und Risikobewusstsein: Im Gegensatz dazu werden Risiken bewusst gesucht bzw. eingegangen. Man macht dies, um dem langweiligen Alltag zu entkommen; ein Verhalten, das akzeptiert wird solange man damit niemand anderen gefährdet.

AnsprechpartnerInnen bei Problemen: Je nach Problem werden die jeweiligen AnsprechpartnerInnen gesucht. Es geht dabei stets um die Kompetenz in dem bestimmten Problembereich. Erste Anlaufstelle bei Sucht ist der Freundeskreis und die Familie. ExpertInnen werden aufgesucht, wenn durch Freunde und Familie nicht geholfen werden kann.

Bewertung und Akzeptanz von peer group education: Grundsätzlich hält man die Idee durch peers beraten und informiert zu werden für sinnvoll, sofern die beratende Person genügend Kompetenz und Erfahrung besitzt. Diese Art der Beratung entspricht dem normalen Verhalten, da man ohnehin zunächst Freunde kontaktiert. Wichtig ist jedoch, dass diese Beratung nicht oberlehrerhaft vermittelt wird.

6.5.12. Gruppendiskussion mit 19- bis 30jährigen jungen Männern in Großwarasdorf/Burgenland

Die Gruppendiskussion fand am 26. Mai 2003 im Kulturzentrum KUGA in Großwarasdorf in Burgenland statt. Fünf junge Männer im Alter von 19 bis 30 Jahren haben an der Diskussion teilgenommen.

Charakteristik der Gruppe: Ein Teilnehmer ist arbeitslos, einer ist Schüler und die anderen Studenten.

Freizeit sehen die jungen Männer auf das Wochenende konzentriert, wo sie Sport betreiben, Freunde treffen und Feste feiern.

Kernergebnisse im Überblick

Gefährdungspotenziale: Alkohol wird von den jungen Erwachsenen im ländlichen Raum als die größte Gefährdung für junge Menschen angesehen. Aufgrund der wirtschaftlichen

Rahmenbedingungen sind Aus- und Weiterbildung sowie Berufschancen ebenso Problembereiche.

Risikoverhalten und Risikobewusstsein: Risiken geht man bewusst aus Langeweile oder weil man Selbstbestätigung sucht ein. Andererseits gibt es Risiken, die man auf sich nehmen muss, ohne dass man es selbst möchte.

AnsprechpartnerInnen bei Problemen: Die AnsprechpartnerInnen kommen aus dem Familien- und dem Freundeskreis; wobei die jeweiligen PartnerInnen je nach Problem gewählt werden. ExpertInnen würden dann aufgesucht werden, wenn den jungen Erwachsenen bekannt wäre, wie sie anonym kontaktiert werden können – ist doch Gerede in der Ortsgemeinschaft der größte Hinderungsgrund, Beratungsstellen aufzusuchen.

Bewertung und Akzeptanz von peer group education: Information und Beratung durch Gleichaltrige wird begrüßt, weil der Zugang zu jüngeren Personen niederschwelliger ist als zu älteren. Die Methode ist jedoch nicht für alle Problembereiche geeignet, da kulturell akzeptierte Verhaltensweisen, die als Gefährdung anzusehen sind, mit diesem Ansatz nicht glaubhaft behandelt werden können.

6.6. Zusammenfassende Interpretation

Als Kernergebnisse der 12 Diskussionsrunden mit Kids, Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die im Rahmen des qualitativen Studienteils in 12 verschiedenen Gemeinden Österreichs (Altmünster, Dornbirn, Großwarasdorf, Hallein, Imst, Innsbruck, Klagenfurt, Krems, Mureck, Salzburg, Spittal/Drau und Wien) geschlechtshomogen durchgeführt wurden, lassen sich zusammenfassen:

Insgesamt zeigen die GruppendiskussionsteilnehmerInnen ein recht homogenes Antwortverhalten, es lassen sich aber einige geschlechts-, alters- und lebensraumspezifische Unterschiede festmachen.

Die wesentlichen Unterschiede im Antwortverhalten zwischen Mädchen und jungen Frauen einerseits und Burschen und jungen Männern andererseits liegen in der Wahl der Ansprechpersonen und Anlaufstellen bei persönlichen Anliegen und Problemen sowie in der Überzeugung, für peer education Projekte als BeraterInnen geeignet zu sein. Für die männlichen Jugendlichen sind der Freundeskreis und die Familie die wichtigsten Informationsquellen und Beratungs“einrichtungen“; die Mädchen sehen auch FreundInnen als die primären HelferInnen – ebenso wichtig ist die Familie. Während die meisten

Burschen und jungen Männer aber einfach über „die Familie“ sprechen – und damit vermutlich meist beide Elternteile und Geschwister meinen –, beschreiben die Mädchen und jungen Frauen die Ansprechpersonen in den Familien genauer, es sind die Mutter, die Großmutter, Cousinen – in jedem Fall weibliche Ansprechpersonen. Beiden Geschlechtergruppen gemeinsam ist, dass die Auswahl der Personen, an die man sich wendet, in erster Linie von der jeweiligen (Problem)Situation abhängig ist. Für jeden einzelnen Problembereich gibt es „SpezialistInnen“.

Burschen und junge Männer sind eher überzeugt, dass sie beratend oder informierend bei peer Projekten mitarbeiten können – zwar nur bei Themen, die ihnen wichtig sind, und wo sie sich auskennen, aber sie haben keine Angst, falsche Informationen zu geben. Mädchen zeigen mehr Sorge, dass sie möglicherweise falsche Informationen geben könnten – und damit die Situation für die anderen Jugendlichen verschlechtern statt sie zu verbessern.

Die weiblichen Jugendlichen beginnen anscheinend etwas früher, sich über verschiedene Formen von Gefährdungen Gedanken zu machen. Sie sind in ihren Gruppen deutlich gesprächsbereiter – und auch offener – gewesen.

Gesundheit wird allgemein als „Nicht-Krank-Sein“ verstanden und nicht in einem umfassenden Begriff, wie er in der Ottawa Charter beschrieben ist.

Altersmäßig zeigt sich eine klare Tendenz zu mehr Erfahrung mit legalen Drogen mit zunehmendem Alter bei den GruppenteilnehmerInnen – was nicht überraschend ist. Die Bedeutung des Freundeskreises als Beratungsinstanz ist ab dem Alter von 15 Jahren sehr groß. Dabei verliert die Familie aber nicht an Bedeutung. Die Gruppen der 15- bis 18jährigen messen Prävention große Wichtigkeit zu – auch noch für ihre Altersgruppe, die älteren Jugendlichen und jungen Erwachsenen sind hier skeptischer, vor allem meinen sie, dass für ihre Altersgruppe Prävention zu spät kommt.

Der größte Unterschied zwischen eher ländlichem und (groß)städtischem Bereich liegt sicher darin, dass die Jugendlichen „vom Land“ Angst vor Stigmatisierung haben, falls sie sich an Beratungsstellen oder Präventionseinrichtungen wenden würden.

In den wesentlichen forschungsleitenden Fragestellungen zeigten sich folgende Kernaussagen.

Ad) Gefährdungspotenziale

Gefährdungspotenziale für die eigene Altersgruppe werden vorrangig in Drogen – sowohl legalen als auch illegalen –, in Gewalt und im Bereich Ausbildung/Schule/Beruf gesehen. Drogen – vor allem legale – gehören zum Umfeld der AlterskollegInnen der DiskussionsteilnehmerInnen, und viele können damit nicht umgehen. Gewalt ist vor allem aus der Sicht der Burschen ein Problem. Im Bereich Ausbildung/Schule/Beruf ergeben sich Gefährdungen aufgrund mangelnder Lehrstellen einerseits und Lernproblemen in der Schule andererseits.

Auffallend ist, dass für jüngere Altersgruppen stets Gruppenzwang, falscher Freundeskreis und leichte Beeinflussbarkeit aufgrund von Unerfahrenheit als Gefährdungen genannt werden (auch von den 10- bis 14jährigen für die eigene Altersgruppe). Unfälle im Straßenverkehr werden auch genannt.

Für die Älteren werden eher berufliche Probleme und Schulden genannt. Die Jugendlichen aus den Großstädten ergänzten diese Gefährdungspotenziale für Ältere noch durch partnerschaftliche Probleme.

Auffallend ist, dass deutlich mehr Gemeinsamkeiten zwischen den Gefährdungen für die eigene Altersgruppe und für die „älteren Jugendlichen“ wahrgenommen werden. Den „Jüngeren“ weist man immer andere Probleme zu, als die eigene Altersgruppe hat. Das bedeutet, dass die Jugendlichen annehmen, bestimmten Gefährdungen bereits entwachsen zu sein.

Jugendliche aus dem ländlichen bzw. kleinstädtischen Bereich nannten auffallend häufig Unfälle im Straßenverkehr, psychische Probleme (die sich in selbstdestruktivem Verhalten, in Depressionen oder auch als Planlosigkeit äußern), wirtschaftliche Probleme der Region (die auch direkt die Jugendlichen betreffen – fehlende Infrastruktur, Lehrstellen und Jobaussichten). Sie machten diese Probleme vorrangig für die Altersgruppe zwischen 10 und 18 geltend; wobei junge Erwachsene vor Unfällen im Straßenverkehr und psychischen Problemen auch nicht gefeit wären – allerdings wären die Unfälle nun selbstverschuldet und psychische Problem würden sich in einer Sinnkrise äußern.

Ad) Risikoverhalten und Risikobewusstsein

Nach Ansicht der DiskussionsteilnehmerInnen gibt es vier grundlegende Ursachen, warum sich Jugendliche Gefährdungen aussetzen: Suche nach dem Kick, Neugier, Suche nach Spaß oder der Wunsch nach Anerkennung in der Freundesgruppe.

Hier zeigen sich klare altersmäßige Unterschiede: Während die Älteren eher bewusst Risiken eingehen, um dem grauen Alltag zu entfliehen, werden von und für Jüngere Neugier und Anerkennung im Freundeskreis als Gründe für Risikobereitschaft angegeben. Im zweiten Fall kann es zwar auch vorkommen, dass man sich darüber im Klaren ist, ein Risiko einzugehen um in der Gruppe als „cool“ zu gelten. Oft ist es aber so, dass man aufgrund von Gruppendruck in gefährliche Situationen gerät, die man nicht einschätzen kann und in denen man sich auch keiner Gefahr bewusst ist.

Ad) Anlaufstellen und Ansprechpersonen bei Anliegen und Problemen

Hilfestellung und Informationen bei persönlichen Anliegen und Problemen suchen männliche und weibliche Jugendliche und junge Erwachsene bei Personen im eigenen sozialen Umfeld. Dabei sind FreundInnen für Jugendliche ab 15 Jahren die ersten Ansprechpersonen. Wesentlich ist allen DiskussionsteilnehmerInnen, dass man den Personen gegenüber Vertrauen haben kann.

Dabei ist die Auswahl der Person jedoch situations- und problemabhängig. Die Personen, an die man sich wendet, müssen in den jeweiligen Problemsituationen Erfahrungen haben; am besten eigene Erfahrungen gemacht haben

Nur wenn man im persönlichen Nahfeld keine Person mit ExpertInnenwissen kennt, würde man sich an andere Einrichtungen wenden. Interessant ist, dass immer wieder JugendarbeiterInnen als Ansprechpersonen von den Jugendlichen genannt werden – meist wenn es um Informationen geht, an welche ExpertInnen man sich wenden könnte.

Die Jugendinfostellen sind in einigen Bundesländern bekannt.

Beratungseinrichtungen sind – mit Ausnahme von Rat auf Draht – wenig bekannt. Man hätte zunächst auch Hemmungen dort hinzugehen; denn zu einer beratenden Person muss man bereits Vertrauen haben. Außerdem besteht die Sorge, dass man bei der Beratung nicht anonym bleiben kann; diese Sorge wird in erster Linie von den männlichen Jugendlichen geäußert.

Auffallend ist, dass die Burschen und jungen Männer sehr häufig anführen, dass man letztendlich mit den Problemen allein fertig werden muss. Gespräche mit Freunden und anderen Vertrauenspersonen lindern zwar den Leidensdruck, lösen aber die Probleme nicht.

Ad) Bewertung und Akzeptanz von peer education

Das Konzept der peer education wird zwar akzeptiert – da sich die Jugendlichen und jungen Erwachsenen bei Problemen ohnehin an den Freundeskreis wenden – eine

Beschreibung als „Beratung durch Gleichaltrige“ wird allerdings negativ bewertet. Das Wort Beratung schreckt ab, da man erwartet, dass einem dieser Rat aufgedrängt würde. Wichtig ist, dass man die beratenden Gleichaltrigen bereits vorher kennt und zu ihnen Vertrauen hat. Mädchen ziehen Personen, die ein wenig älter sind, als man selbst, vor, da ihnen ein reicherer Erfahrungsschatz zugetraut wird. Jede Art der peer education muss auf Freiwilligkeit beruhen: Man will sich selbst an eine Vertrauensperson wenden, und sie um Information oder Rat bitten, auch Informationen dürfen nicht aufgedrängt werden. Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen würden zum Großteil selbst gerne im Rahmen von peer education Projekten aktiv sein. Aber auch hier betonen sie, dass die zu beratende Person sich von sich aus an die InformantInnen / BeraterInnen wenden sollten. Außerdem fühlen sie sich wohler, wenn sie Personen in den Bereichen zur Seite stehen könnten, wo sie sich jetzt bereits gut informiert und erfahren fühlen. Beratung von Freunden passiert ohnehin automatisch, da man in ständigem Kontakt steht und immer über die persönlichen Anliegen oder Probleme mit FreundInnen spricht.

7. Trends im europäischen Vergleich. Versuch einer Einschätzung

Walter Kern

In diesem Kapitel wird versucht, Trends in der präventiven Jugendarbeit in Europa aufzuzeigen. Das Hauptaugenmerk wurde bei der Recherche auf Entwicklungen im europäischen Ausland gelegt, nicht etwa, weil es in Österreich keine innovativen Ansätze gäbe – ganz im Gegenteil – sondern weil es für JugendarbeiterInnen schwieriger ist, in internationale Projekte Einblick zu bekommen, als in österreichische. Österreichische Projekte resp. Projekte mit österreichischer Beteiligung finden sich ebenfalls in diesem Abschnitt, sofern sie als Beispiele für generelle Trends gelten können.

7.1. Ausgangslage: Hintergrund und Ziele

Die Suchbegriffe „youthwork“ und „prevention“, eingegeben in die Suchmaschine google, ergeben in kürzester Zeit ein Anzahl von ungefähr 800 000 Hits. Der Versuch, sich einen europäischen Überblick im Bereich Prävention und außerschulischer Jugendarbeit zu verschaffen, müsste also scheitern, wenn nicht Ausschluß- bzw. Einschlusskriterien definiert werden.

Außerschulische Jugendarbeit gehört sowohl in der Theorie der „Lebenswelten“, wie auch des „Settingansatzes“ zu den klassischen Bereichen der professionellen Präventionsbüros. Dieser Aufgabenbereich interessiert in dieser Arbeit nur am Rande. Es wird also in diesem Bericht nicht nach den Präventionsmodellen der Fachleute für Prävention gefragt.

Im Zentrum dieses Abschnitts steht jede Art von präventiver Tätigkeit, die eigenverantwortlich von JugendarbeiterInnen innerhalb der Jugendarbeit entwickelt und durchgeführt wird. Dabei ist es keine Frage, dass die Jugendarbeit sich in vielen Fällen von Präventionsfachleuten unterstützen und/oder beraten lassen wird.

7.2. Methodisches Vorgehen

Literaturrecherche

Um in einem ersten Schritt einen Überblick über die Praxis und die Forschung zu erhalten, wurde eine Literaturrecherche in deutsch-, englisch- und teilweise französischsprachigen Publikationen und Fachzeitschriften durchgeführt. Stichworte der Recherche waren in wechselnder Zusammensetzung Entwicklungen, Trends, Prävention,

Jugendarbeit, Zielgruppen, Akteure von Prävention, evidence based, model of good practice, Sucht, Alkohol, Drogen, Risiko, Sekten, AIDS/HIV, Schulden, Essstörungen, Missbrauch, Suizid, Gewalt, Glücksspiel.

Wie zu erwarten war, ergab sich zwar eine große Zahl von Hinweisen auf Projekte und Modelle, die von Seiten der Präventionsfachstellen oder -instituten entwickelt worden sind. Projekte, die genuin von Seiten der Jugendarbeit entwickelt und durchgeführt wurden, waren nur vereinzelt durch die obenerwähnte Vorgehensweise zu eruieren.

Internetrecherche

Zur Ergänzung der Literaturrecherche wurde eine Internetrecherche mit ähnlichen Stichworten durchgeführt. Die Resultate hier waren vergleichbar, allerdings fanden sich Hinweise auf Arbeiten in der Forschung und der Praxis, die in Fachhochschulen und applied universities im Rahmen der Aus- und Weiterbildung von SozialarbeiterInnen verfasst worden sind. Auf die besondere Bedeutung der Fachhochschulen und applied universities in bezug auf die Entwicklung und Erprobung von Präventionsprojekten im Rahmen der Jugendarbeit wird deshalb weiter unten eingegangen.

Bewertung von Programmen und Kongressen

Eine weitere Quelle ergab sich durch die Analyse der Programme und Dokumente des Kongresses „Stay in Touch“, der im März 2003 in Luzern zum dritten Mal stattgefunden hat. Der Gründungsgedanke von „Stay in Touch“ ist es, die Welten der Prävention und der Jugendarbeit partnerschaftlich gleichwertig in einen Diskurs zu bringen.

Der Versuch über EU Netzwerke insbesondere im HIV/AIDS-, Gewalt/Bullying- und Suchtbereich weitere Informationen zu erhalten, erwies sich als schwierig, da sich viele Netzwerke einerseits eher als Metagebilde, der Praxis verhältnismäßig ferne, oder dann gleich als Forschungsnetzwerke verstehen.

Eine Ausnahme bildet das Praxisnetzwerk euronet www.euronetprev.org und das AIDS/HIV Netzwerk Europeer www.europeer.org.

Methodisch sind beide Netzwerke der Arbeitsweise mit peers und peer education verpflichtet.

Curricula der Studiengänge für SozialarbeiterInnen und JugendarbeiterInnen an Fachhochschulen und Akademien

Wie oben erwähnt verdienen die Curricula und die häufig im Netz zugänglichen Listen der Diplom- und Forschungsarbeiten besonderes Augenmerk. Gerade die praxisnahen Fachhochschulen und applied universities sind in der Lage, rasch und kompetent auf neue Bedürfnisse zu reagieren. Dabei zeigen sich in den Seminar- und Diplomarbeiten häufig Innovationen und zukunftsweisende Trends.

Befragung von Schlüsselpersonen und Akteuren der Jugendarbeit

Der zentrale Teil der Recherche ist die Befragung mittels eines teilstandardisierten Fragebogens durch telefonische oder persönliche Kontakte bei Schlüsselpersonen der Jugendarbeit und/oder der Prävention:

Das durchwegs kommunizierte Präventionsverständnis der befragten JugendarbeiterInnen und Einrichtungen lässt sich als Kürzel folgendermaßen formulieren: „Jugendarbeit ist mehr als Prävention, Jugendarbeit ist Bildungsarbeit.“

Der Fragebogen erlaubt eine Wahl aus drei Beschreibungen von Prävention ergänzt durch die Möglichkeit einer eigenen Definition. Alle an der Recherche beteiligten in der Jugendarbeit tätigen Personen wählten ausnahmslos die untenstehende Beschreibung von Prävention¹.

„Prävention umfasst alle Interventionen, welche sich an die jugendliche Person und an Jugendgruppen wenden, deren Ressourcen unter Berücksichtigung der gesellschaftlich-kulturellen Rahmenbedingungen fördert, mit dem Ziel, eine spätere mögliche Problementwicklung zu verhindern.“

7.3. Bildungsmaßnahmen

Curricula der Studiengänge für SozialarbeiterInnen und JugendarbeiterInnen an Fachhochschulen und Akademien.

Im Verlauf der letzten Jahre wurde in den Curricula für die Ausbildung und das Studium der Sozialarbeit, den Belangen der Prävention zunehmend mehr Gewicht verliehen. Die

¹ Zwei weitere Alternativbeschreibungen (und die offene Antwortmöglichkeit) wurden von niemandem gewählt: „Prävention ist Vorbeugung, Prophylaxe. Diese Maßnahmen setzen wir ein, um ein Problem zu verhindern, solange das Problem noch nicht da ist oder noch nicht manifest ist.“ und „Prävention umfasst jede denkbare Intervention, (frühe Intervention, Vorbeugung, therapeutische Intervention). Es sind Maßnahmen, die wir einsetzen, um ein Problem zu verhindern, oder nachdem das Problem bereits eingetreten ist, oder nachdem es erfolgreich behandelt worden ist.“

Settings der Sozialarbeit sind „Schule“, „außerschulische Jugendarbeit“ und mit zunehmender Bedeutung „Altersarbeit“. Nebenbei ist es auffällig, dass das Studium und die Beschäftigung mit den klassischen „Inhalten“ der Sozialarbeit gegenüber den Belangen der Organisationsentwicklung, Qualitätsmanagement etc. immer noch an Bedeutung abzunehmen scheint. Demgegenüber hat bspw. in der Pädagogik eine Trendwende stattgefunden, dass dem „Content“ wieder ein bedeutsamerer Stellenwert gegeben wird.

Die stärkere Betonung von Prävention und Jugendarbeit setzt sich fort in postgradualen Kursen wie bspw. dem Nachdiplomkurs „Gewaltprävention in der Jugendarbeit“, des Basler Instituts für Sozialforschung und Sozialplanung oder den NDK „Prävention sexuellen Missbrauchs und Sexualpädagogik“ der Fachhochschule Luzern.

Im Bereich der internationalen Kooperationen im Rahmen der Erasmus-Sokrates-Vereinbarungen (u.a. Hogeschool van Amsterdam, Polytechnic Helsinki, Manchester Metropolitan University, Akademie für Sozialarbeit, Salzburg, Universität Ljubljana, u.a.m.) werden gemeinsame Curricula entwickelt und Forschungsschwerpunkte festgelegt. So ist ein thematischer Schwerpunkt der Universitäten in Amsterdam und Ungarn neben „Partizipation von Jugendlichen in der Gesellschaft“ auch die Prävention von Gewalt. Integrierter Bestandteil der Programme sind gegenseitige Praxisbesuche und Praktika. Diese innovative Art des Lernens wird zu einer Professionalisierung mit einer verbesserten Einschätzung der Grenzen und Möglichkeiten von Prävention und Jugendarbeit durch die JugendarbeiterInnen führen.

Ein Feld innovativer Entwicklungen und Projekte zeigt sich bei den Diplomarbeiten der Studierenden für Sozialarbeit und Sozialpädagogik. Die meisten Fachhochschulen und Akademien stellen ihre Diplom- und Seminararbeiten in Zusammenfassungen ins Netz.

Eine besonders innovative Form im Weiterbildungsbereich der Jugendarbeit und Jugendhilfe ist for.(ju:)®. Ausbildung, Seminare & mehr.

Das Ziel der Weiterbildung ist es, Kompetenzen zu vermitteln, mit deren Hilfe speziell junge Männer auf ihrer Suche nach einer persönlichen Vision und „ihrem“ Platz in der Welt, dem Ort, an dem sie sich zu Hause fühlen und von wo aus sie die Welt inspirieren und bereichern, unterstützt werden können.

Das Institut bietet professionelle Ausbildungen, Trainingsprogramme und spezielle Jungen-Seminare für die identitätsfördernde Arbeit mit Jungen und jungen Männern im schulischen, beruflichen, pädagogischen & therapeutischen Bereich. Das Institut vermittelt konkrete Ansätze zur Gewaltprävention.

7.4. Trends

Die Beschreibung der folgenden kurz skizzierten Trends soll die Hauptlinien der gegenwärtigen Entwicklung abbilden. Die Trends beschreiben methodische Vorgehensweisen in der Praxis, wie auch den Einbezug neuer Technologien und die wachsende Bedeutung der Forschung. Den Trends werden, wo sinnvoll und möglich, Beispiele aus der Praxis mit der entsprechenden Internetadresse zugeordnet.

Die exemplarisch skizzierten Praxisbeispiele wurden von Schlüsselpersonen in den untersuchten Ländern als innovativ und modellhaft genannt. In den wenigsten Fällen handelt es sich dabei um evaluierte Projekte und Angebote. Wo eine Evaluation vorliegt, wird dies besonders vermerkt. Aufgrund der wachsenden Vernetzung und Informationsverbreitung über Internet werden innovative Ideen, Projekte und Modelle meist beinahe gleichzeitig in mehreren Regionen oder Ländern – manchmal unter verschiedenen Labels – entwickelt und durchgeführt. Bei mehreren ähnlichen Projekten wurde auf die subjektive Bewertung und Einschätzung der Schlüsselpersonen Wert gelegt.

Das Einschlusskriterium, vorwiegend Modelle und Angebote, die innerhalb der Strukturen der Jugendarbeit entwickelt und durchgeführt worden sind, in diesen Bericht aufzunehmen, schränkt die Anzahl der Projekte und Modelle etwas ein.

Des Weiteren finden sich im Feld der Beratung und Interventionen zahlreiche Projekte. Einige wenige Beispiele werden unter dem Aspekt der „Sekundärprävention“ aufgeführt. Allerdings sind Abgrenzungen zwischen den professionellen Arbeitsbegriffen wie Primärprävention, Sekundärprävention, Gesundheitsförderung, Intervention und weiteren insbesondere wegen des in der Praxis unscharfen Alltagsgebrauch nicht hilfreich und werden deshalb in diesem Abschnitt nur am Rande verwendet.

Nicht beschrieben werden grundsätzlich, wie bereits erwähnt, die vielen Projekte und Modelle, die professionelle Präventionsfachstellen für die Zielgruppe „Jugendarbeit“ entwickeln. Ausnahmen bilden einige wenige Projekte, die nach Aussagen der Schlüsselpersonen kooperativ und integrativ mit beiden beteiligten Bereichen entwickelt worden sind.

Die Reihenfolge der Darstellung beinhaltet keine Bewertung. Die narrative Form der Beschreibung soll das Modell- und Beispielhafte der gewählten Projekte betonen. Beispielhaft soll, wegen seinen vielfältig innovativen Ansätzen, ein Projekt mit dem Namen Beer Education ausführlich beschrieben werden.

Trend 1: Strukturelle Projekte und Programme.

Bei der Entwicklung größerer Programme und Projekte ist heute mindestens zu prüfen, welche der Ebenen: „Gesamtbevölkerung“, „Zielgruppen“, „Individuum“ mit je angepassten Instrumenten für die vorgesehene Zielerreichung einzubeziehen sind.

Der systemische Ansatz bedeutet „Alles mit Allem“ interagierend in Verbindung zu sehen.

Jugendarbeit im Rahmen von Stadtteilprojekten

Ein besonderes Augenmerk ist den präventiven Projekten innerhalb größerer Strukturprojekten zu widmen. Diese Projekte entsprechen der gültigen WHO Policy, vernetzt, settingorientiert und zielgruppenspezifisch in einer Region/Gemeinde auf mehreren Ebenen gleichzeitig gesundheitsfördernde und präventive Anstrengungen zu unternehmen. Forschungsdaten im Bereiche der individuellen Prävention sind in vielen Fällen eher entmutigend, im Gegensatz zu Maßnahmen im Bereiche der strukturellen Prävention. Es gibt Hinweise, dass die Verbindung von Strukturmaßnahmen verbunden mit individuellen Maßnahmen (Information/Trainings), ergänzt durch eine Marketingstrategie, einen weit höheren Wirkungsgrad zeigen als bloße oder auch additive Einzelmaßnahmen.

Als Beispiele für Stadtteilprojekte seien hier das „Dublin Healthy Cities Plan Project²“ und das Stadtteilprojekt „Healthy Six“ in Prag 6 (unter der Leitung des Psychiaters, Gesundheitswissenschaftlers und jetzigen Bürgermeisters von Prag, Prof. Dr. med. Pavel Bém) genannt.

In Dublin wurden in verschiedenen Präventionsfeldern, wie Alkoholmißbrauch, Unfallprävention, Ernährung, Drogen, HIV besondere Programme durchgeführt, die auch strukturelle Eingriffe erforderten.

In Prag 6 wurde ein alle Lebenswelten vernetzendes Gesundheits- und Präventionsprogramm initiiert. Dabei wurde der außerschulischen Prävention in Vereinen, Clubs, Jugendtreffs und auf der Straße besondere Beachtung geschenkt. Die vorläufige Evaluation ergab, dass gerade weil nicht nur isoliert der Bereich der Jugendlichen angesprochen worden ist, die Akzeptanz und Wirkung hoch war. Gleichzeitig wird auf der politischen Ebene eine zukunftsgerichtete und präventive Jugendpolitik gestaltet.

² International Healthy Cities Foundation, Oakland, CA 94612, USA, hcities@uclink2.berkeley.edu

Trend 2: Kooperationsprojekte

Kooperationen von unterschiedlichen Berufsgruppen – wie SozialarbeiterInnen, JugendarbeiterInnen, Präventionsfachleuten, ÄrztInnen, PolizistInnen und Laien - erweist sich unter dem wachsenden Problemdruck bei grosser Komplexität der Zielgruppen in zunehmendem Maß als Mittel der Wahl.

Projektkooperationen zwischen Regionen und Ländern sind aus ökonomischen und wissenschaftlichen Überlegungen in vielen Fällen einer regionalen oder lokalen Entwicklung vorzuziehen.

Kooperation von Jugendarbeit und Präventionseinrichtungen – ein Beispiel des Jellinek Centers (NL) (www.jellinek.nl)

Junge DrogenkonsumentInnen sind selten willkommene Gäste in Jugendzentren. JugendarbeiterInnen sind oft nicht in der Lage, angemessen mit dieser schwierigen Situation umzugehen. Zugang zu Drogeneinrichtungen wiederum ist für junge HochrisikokonsumentInnen oft schwierig.

Das Jellinek Center startete in Kooperation mit Jugendzentren in Amsterdam ein Projekt mit dem Ziel, die Lage für die konsumierenden Jugendlichen zu verbessern.

Verbindliche Seminarbesuche für potenzielle BetreuerInnen von Feriencamps³

Bei diesem „Ferienprojekt“ handelt es sich um eine Schulung in präventiven Vorgehensweisen für verbandliche und freie JugendarbeiterInnen, die ein Feriencamp am Meer leiten wollen.

Fachleute der Prävention bieten in Zusammenarbeit mit der lokalen Polizei Module in Form von Tagesseminaren für Leiterinnen und Leiter von Feriencamps mit Jugendlichen am Meeresstrand an. Dabei werden sie in elementare Regeln der Prävention und der harm reduction eingeführt. Die Seminare sind obligatorisch. Beim Nicht-Absolvieren erhalten die JugendleiterInnen keine Bewilligung ein Camp durchzuführen.

Beispiel einer Partnerschaft zwischen Prävention und Jugendarbeit⁴

Ein besonders gelungenes Beispiel, auch wegen des gleichwertigen Einbezugs der Jugendarbeit, sind die Angebote von ginko (vgl. www.ginko-ev.de/jugend.) Hier findet sich ein ganze Anzahl innovativer Projekte aus dem Bereich der Sucht- und HIV/AIDS-Prävention, die zum Teil auch evaluiert worden sind. Einige dieser Angebote basieren auf

³ C.A.D. Limburg, Luikersteenweg 134, B-3500 Hasselt

⁴ www.ginko-ev.de/jugend

dem Transtheoretischen Modell⁵ (TTM) - der Veränderung in Schritten nach Prochaska und DiClemente - und dem Ansatz des „motivational interviews“⁶ nach Miller und Rollnik.

Das Projekt ist auch deswegen erwähnenswert, weil der Ansatz mit überprüften Modellen der Einstellungs- und Verhaltensänderungen zur Zeit in verschiedenen Ländern zur Anwendung kommt. So arbeitet das oben erwähnte, in Teilen bereits vorliegende, computerbasierte Internetprojekt (www.feelok.ch) mit dem erwähnten Transtheoretischen Modell.

Midnight Basketball – eine Kooperation der Jugendarbeit, der Polizei und den Präventionsstellen

In der Stadt Zürich werden im Rahmen der Jugendeinrichtungen offene Jugendarbeit Zürich, regelmäßig sogenannte Midnight Basketball organisiert. Auch diese Form der Jugendarbeit mit präventiven Inhalten und Absichten verknüpft findet sich in verschiedenen Städten Europas. Das Projekt in Zürich zeichnet sich jedoch durch den aktiven Miteinbeziehung der Polizei aus. Diese Kooperation von Jugendarbeit und Polizei hat nebenbei zu einer Entspannung zwischen den beiden Berufskulturen geführt.

Projekte innerhalb europäischer Netzwerke (vgl. Trend 4: Einbezug von peers und MultiplikatorInnen)

Euronet Europäisches Netzwerk für praxisorientierte Suchtprävention

Euronet www.euronetprev.org ist ein Netzwerk von (Stand 2003) 12 Ländern der EU ergänzt durch weitere assoziierte Länder.

Europeer www.europeer.org ist ein sehr großes Netzwerk für den HIV/AIDS Bereich, das in den vielen Ländern der EU über Projektstandorte verfügt.

Stay in Touch – 3rd European Conference on Youth Work and Drug Prevention

Das Ziel des Kongresses (www.stayintouch.ch), die Kulturen der Prävention und der Jugendarbeit/Jugendhilfe in einen Diskurs und Dialog zu bringen, wurde nur punktuell realisiert. Die KongressbesucherInnen rekrutierten sich zu einem überwiegenden Teil aus der Präventionsszene. Der einzige Workshop, der sich explizit mit der Thematik

⁵ Grimley, D. u.a.: The transtheoretical model of change. In Brinthaup / Lipka (Hrsg.): Changing the Self: Philosophies, Techniques, and Experiences, New York, 1994,

⁶ Miller, William R.; Rollnick Stephen: Motivational Interviewing, Preparing People to Change Addictive Behavior, New York, 1991.

„Jugendarbeit und Prävention“ auseinandersetzen wollte, wurde, mangels TeilnehmerInnen, nicht durchgeführt.

Trend 3: Risikomanagement, Risikooptimierung- und Begleitung

Die Selbsteinschätzung und Fremdbewertung von Risikoverhalten hat sich bei Jugendlichen und Erwachsenen in den letzten zehn Jahren gewandelt. Dies hat zu einer Diskussion des Risikobegriffes geführt. Methoden des Risikomanagement und der Risikooptimierung wurden entwickelt und in Projekten eingeführt.

Projekt: Beer Education - zur Kultivierung von Alkoholtrinken mit Jungen (D)

Das Projekt Beer Education (vgl. www.dialog-jugendhilfe-drogenhilfe.de) soll wegen seines beispielhaften innovativen Potenzials als einziges Modell detaillierter im Anhang ausgeführt werden. Das Projekt vereinigt in seinen Teilen strukturelle und individuelle, innovative modellhafte Überlegungen. Es geht in seiner Realisierung weit über die Möglichkeiten einer Fachstelle für Prävention hinaus und ist in dieser Form nur im Rahmen der Jugendarbeit denkbar. Dass das Projekt innovativ ist, erkennt man auch daran, dass in verschiedenen europäischen Ländern Versuche ähnlicher Art, meist in kleineren Dimensionen, geplant oder in der Entwicklung sind. Zudem arbeitet das Konzept mit den zum Teil politisch und gesellschaftlich noch umstrittenen Ansätzen des akzeptierenden Konsums und der „harm reduction“.

Insgesamt illustriert das Projekt einen genuin neuen Präventionsansatz der präventiven Jugendarbeit. Beer Education fügt sich in andere neuere Ansätze der Risikooptimierung und der Risikoakzeptanz ein, wie ihn beispielsweise auch das Programm und Projekt www.risflecting.at aufzeigt.

„Der pädagogische Ansatz, der hier vertreten wird, folgt einer Verbindung von Drogenpädagogik (Wieland 1997) mit Ansätzen von Jungenarbeit. Statt wie in traditioneller pädagogischer Bearbeitung von Drogenkonsum sich nur auf die Risiken des Konsums zu konzentrieren und zu versuchen, diesen zu verhindern oder zu vermindern, wird in diesem Ansatz anerkannt, dass Jugendliche Alkohol auf unterschiedliche Weise nutzen (vom Konsum bis zur Abstinenz), und es wird die pädagogische Aufgabe bestimmt, diese Nutzung und die Drogensituation kritisch konstruktiv zu begleiten. Element dieses akzeptierenden Ansatzes ist es auch, Kinder und Jugendliche zu

befähigen, bestehende Risiken zu erkennen und Selbstgefährdung zu vermeiden oder zu reduzieren.“⁷

Ziel des Projekts ist ein Kultivieren des Alkoholkonsums, um dadurch einen selbstbewussten Umgang mit dieser legalen Droge zu erlangen. Dazu werden gemeinsam mit den Jungs die Funktionen, die das Alkoholkonsumieren für sie hat, erforscht und thematisiert, um schließlich einem der Gründe für das Trinken – Schüchternheit – durch eine Flirtschule zu begegnen.

Projekt: b.rauschend - Empowerment für Kinder und Jugendliche zu einem risiko-ärmeren Umgang mit Rauschmitteln (A)

Hier handelt es sich um ein regionales Projekt zur Einübung des risikoarmen Umgangs mit Rauschmittel. Das Projekt mit Startdatum Herbst 2003 legt neben den Aspekten „harm reduction“ ebenso Gewicht auf Empowerment. Das inneralpine Projekt wird durch Akzente Salzburg begleitet und läuft aber unter dem Titel „Prävention in der Jugendarbeit“.

Ein innovativer und erprobter Ansatz ist auch unter Risflecting – Entwicklungspool für Rausch- und Risikokompetenz www.risflecting.at zu finden.

Trend 4: Einbeziehung von peers und MultiplikatorInnen

Der Einsatz von peers und MultiplikatorInnen bei Präventionsprojekten ist insbesondere in den nord- und teilweise mitteleuropäischen Ländern verbreitet. Durch von der EU mit finanzierte Netzwerke hat sich die Zahl durchgeführter Projekte in vielen Ländern und Regionen stark erhöht. Über die Wirkungsweise, den methodischen Stärken und Schwächen von peer involvement wird im Kapitel 3 des vorliegenden Berichtes vertieft eingegangen.

Euronet Europäisches Netzwerk für praxisorientierte Suchtprävention

Euronet (www.euronetprev.org) ist ein Netzwerk von 12 Ländern der EU (Stand 2003) ergänzt durch weitere assoziierte Länder.

⁷ Sturzenhecker/Winter: Praxis der Jungenarbeit. Modelle, Methoden und Erfahrungen aus pädagogischen Arbeitsfeldern. Weinheim/München 2002.

Das Netzwerk hat seit 1996 drei Praxisprojekte mit dem Peer Ansatz entwickelt und realisiert. Im Herbst 2003 wird das Projekt⁸ (www.euronetprev.org/english/youth_work) mit einer Evaluation abgeschlossen.

Europeer (www.europeer.org) ist ein sehr großes Netzwerk, das in den vielen Ländern der EU über Projektstandorte verfügt. Es ist eines der seltenen Projekte, in denen mittel- und nordeuropäisch-skandinavische Länder, aber auch Portugal, Spanien und Italien vertreten sind.

Es liegt ein sehr sorgfältig konzipiertes Handbuch⁹ „Peer Education“ für die Praxis in deutsch und englisch publiziert vor. Inhaltlich streuen die Projekte von HIV Prävention in der Schule über Kondomautomatenprojekte, Gesundheitsarbeit mit Ausländerinnen und Ausländern bis hin zu Projekten mit jungen schwulen Männern. Der außerschulischen Jugendarbeit sind ungefähr ein Drittel der realisierten Projekte zuzurechnen.

Suchtprävention bei den Pfadfindern – das Projekt FDH (DK) (www.fdf.dk)

Hier handelt es sich um eine Mischform mit „trained peer leaders“ und JugendarbeiterInnen.

Prävention wird dabei als Teil des Alltagsauftrages angesehen, ohne dass die JugendarbeiterInnen besonders in Prävention von Missbrauch von Substanzen (Alkohol, Nikotin, Drogen) eingeführt worden wären. Die JugendarbeiterInnen gehen dabei von ihren Alltagserfahrungen aus. Dabei wird mit den Altersgruppe der 10 bis 29jährigen gearbeitet.

Es wird betont, es handle sich dabei um keine spezielle Risikogruppe, die kein eigentliches Problemverhalten zeige. Das Ziel dabei ist Primärprävention, mit der Absicht, jeglichen Missbrauch oder jede Suchtentwicklung verhindern zu können.

Die Betreuer werden jedoch dahin gehend geschult, eine Art Triage vorzunehmen, um zu entscheiden, wann einE JugendlicheR an eine professionelle Beratungs- oder Präventionsstelle überwiesen werden soll.

⁸ Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Abt. Gesundheitswesen, Koordinationsstelle für Drogenfragen und Fortbildung (Hrsg.): Meet the Need - Curriculum zur Suchtpräventionen peer group education in der außerschulischen Jugendarbeit erstellt von Gerald Koller, Münster 1999 (deutsch, englisch).

Ein nachhaltiges peer Projekt aus Bulgarien als Beispiel einer länderübergreifenden Zusammenarbeit

Das bulgarische Rote Kreuz hat in Zusammenarbeit mit Österreich, den Niederlanden und der Schweiz in Bulgarien bis heute weit über 450 „Clubs“ gegründet. Diese Clubs bestehen aus über 8000 Freiwilligen, die als MultiplikatorInnen in den Feldern Gesundheitserziehung, HIV Prävention und Umwelterziehung geschult worden sind.

Im Bereich der Gesundheitserziehung wird besonderes Gewicht auf HIV/AIDS Prävention und deren sozialen Begleiterscheinungen gelegt. Es wurden Flugblätter entworfen und peer education Programme durchgeführt. Dabei wurden Hunderte von Trainer und Peer Leader in den Bereichen Aids- und Drogenprävention in „train to train“ - Seminaren qualifiziert.

Trend 5: IKT-Programme zur Prävention bei Jugendlichen

Ein starker Trend zeigt sich im Einsatz computerbasierter Internetprogrammen zur Prävention bei Jugendlichen.

Die häufig auf wissenschaftlichen Modellen basierenden Verhaltens- und Motivationsprogramme richten sich ohne den Umweg über JugendarbeiterInnen oder anderen Fachkräften direkt an den Jugendlichen selber. Da der überwiegende Teil der heutigen Jugendlichen in Europa überhaupt nirgends verbindlich organisiert ist, liegt in solchen Programmen ein großes Potenzial.

Eines der vorbildlichen Programme findet sich unter www.youthwork.com.

Dieses Programm richtet sich an den gesamten angelsächsischen Sprachraum (USA/UK Israel) und deckt eine breite Palette problematischer Verhaltensmöglichkeiten ab – wie Gewalt, Suizid, HIV/AIDS, Substanzmissbrauch. Zudem sind die Programme immer auch mit Themen der salutogenetischen Gesundheitsförderung, wie Resilienz¹⁰, Empowerment, etc. ergänzt.

Teilweise ähnliche Informationen, Anstöße zu Verhaltensmodifikationen, Selbstchecks und Internetberatung über Mail bieten folgende Internetseiten an: www.tschau.ch, www.feelok.ch, www.drugcom.de und www.drugscope.org.uk.

⁹ Gary Svenson et al: Europäischer Leitfaden zu Aids-Peer Education für Jugendliche, European Commission, Universität Lund, Schweden, 1998

¹⁰ Unter Resilienz versteht man die Fähigkeit, mit belastenden Situationen umzugehen.

Drugscope ist eine Datenbank für Interessierte und Professionelle, die Information, Daten und Ländervergleiche hinsichtlich Drogengesetzgebung, Konsummuster, etc. aus dem EU-Raum suchen. Die anderen Netzadressen richten sich direkt an die Jugendlichen.

Prävention für Jugendliche mit SMS über Handy (Finnland)

Eine neue Perspektive in der präventiven Jugendarbeit ist Prävention über das Handy.

Im Rahmen des PREVNET¹¹ wurde das Potenzial der neuen Medien für die Prävention erforscht. Ein besonderes Merkmal ist der niederschwellige Zugang zu Information und die Leichtigkeit, mit anderen Menschen über SMS zu kommunizieren oder sich Kurzinformationen auf das Handy schicken zu lassen.

Trend 6: Gesundheitsförderung unter Einschluß präventiver Strategien

Unter dem Einfluss der von A. Antonowsky (vgl. Kapitel 1.3) beschriebenen „salutogenetischen allgemeinen Gesundheitsförderung“ werden Methoden und Denkweisen in das engere Feld der Prävention übernommen.

Begriffe wie „Empowerment“ „Ressourcenorientierung“ finden Aufnahme in präventives Denken und der Entwicklung von Strategien.

Zielgerichtete strukturelle und/oder individuelle Prävention von problematischem Verhalten wird in Programme der allgemeinen Gesundheitsförderung integriert.

Gemäß Gmel¹² sind strukturelle Maßnahmen, wie die Besteuerung und die Einschränkung der Erhältlichkeit von Alkohol, zum Beispiel durch Jugendschutzbestimmungen oder die Regelung der Öffnungszeiten von Restaurants und Bars, am wirksamsten. Aber auch Werbeverbote und Verkehrskontrollen hätten sich als wirksam erwiesen.

Trend 7: Stärkung struktureller Massnahmen

Die Wirksamkeit von strukturellen Massnahmen bei problematischen und destruktiven Verhaltensweisen von Jugendlichen und Erwachsenen ist durch die Forschung vielfach belegt. So hat beispielsweise die Preispolitik und Erhältlichkeit von Nikotinprodukten einen erheblichen Einfluss auf das Konsumverhalten.

¹¹ Vgl. www.prevnet.net, Prevnet Ein europäisches Netzwerk "Cooperation to promote the use of telematics for the prevention of drug dependence"

¹² Dr. Gerhard Gmels, SFA „Effekt von Preissenkungen auf den Spirituosenkonsum“, Symposium, Bern, 10.2002 www.sfa-ispa.ch

Trend 8: Präventionsprojekte unter Einbezug ökologischer Fragestellungen

Die Konferenz der Vereinten Nationen für Umwelt und Entwicklung im Juni 1992 in Rio de Janeiro verabschiedete ein Programm mit dem Namen agenda21, welches die Bereiche lokale Umwelt und Gesundheit in ein gemeinsames Paket fassten.

Eine offene Frage stellt sich in der Entwicklung neuer Wege zu nachhaltigen Programmen im Bereich der Umwelt- und Gesundheitsfragen. In einer allerdings marginaler Zahl, beteiligen sich Jugendliche an Projekten einer Verbindung von lokalen Gesundheits- und Umweltfragen. Es gibt einige (wenige) Hinweise, dass es sich dabei um einen Trend handeln könnte. Beispiel: www.agenda21.nrw.de/service/glossar/p.content.html

Trend 9: Faith Based Prevention

Seit ungefähr 10 Jahren wird der Begriff „Glaubens-Basierte-Prävention“¹³ benutzt, um Programme zu beschreiben die durch Kirchen oder andere Glaubensgemeinschaften finanziert und begleitet werden

Mit der Etablierung des White House Office of Faith-Based and Community Initiatives im Januar, 2001 durch US-Präsident George W. Bush erhöhte sich, durch finanzielle Anreize gefördert, die Zahl der realisierten Projekte und Gemeinschaften. Diese Gemeinschaften finanzieren in verschiedenen Ländern Osteuropas Fachstellen und Kampagnen unter der Bedingung ihre präventiven Botschaften auf die Stichworte „Enthaltsamkeit“, „Treue“, „Glaube“ zu konzentrieren.

Zum gegenwärtigen Zeitpunkt konnte die Forschung keine Daten erbringen, die den gültigen Standards für „best practice projects“ genügen.

Trend 10: Professionalisierung und Forschung

Die Forschung beschäftigt sich seit einigen Jahren zunehmend mit der Suche nach und der Erforschung von wirksamen Präventionsstrategien. Mit dem zunehmenden Spardruck in vielen Ländern Europas ist der Wunsch nach in überprüfbarer Effizienz und Wirksamkeit gestiegen.

Zunehmend wird bei Projekten bereits in der Phase des Designs Forschung eingebunden. Damit soll gewährleistet werden, dass Erkenntnisse aus dem Bereich Public Health unter Einschluß moderner Marketingmethoden berücksichtigt sind.

¹³ häufiger als Begriff „faith-based-prevention“

Besonders an Bedeutung gewonnen haben die neueren Erkenntnisse bei Selbständerungsprozessen („self change processes“) und den Methoden des Transtheoretischen Modells und des motivationalen Interviews (vgl. Trend 2).

Die professionell betriebene Prävention ist ein relativ junges Fachgebiet – in vielen Bereichen gingen die ersten Anstöße und Prozesse in den Anfängen von betroffenen und/oder engagierten Laien aus. Diese Menschen waren häufig von einer hohen persönlichen Motivation erfüllt, die beispielsweise der HIV/AIDS-Prävention zu außerordentlichen Erfolgen geführt hat. Die zunehmende Übernahme der Felder durch Professionelle hat dazu geführt, dass Qualität besser gewährleistet ist und heute in vielen Bereichen Standards vorhanden sind.

Besonders Jugendarbeit und Prävention sind allerdings Felder, die ohne Einbeziehung von (betroffenen) Laien Gefahr laufen, unwirksam und zielgruppenunspezifisch ihr präventives Ziel zu verfehlen.

7.5. Jugendarbeit und Prävention am Beispiel ausgewählter Projekte

An dieser Stelle sollen illustrative und beispielhafte Praxisprojekte beschrieben werden, welche sich nicht eindeutig einem der im Kapitel 7.4 erwähnten Trends zuordnen lassen.

Am Beispiel des Landes Südtirol wird stellvertretend für eine ganze Reihe mitteleuropäischer Länder die Breite und der Umfang der Angebote und Projekte im Bereich „Jugendarbeit und Prävention“ illustriert.

Wie diese Angebote in die Prävention einzuordnen und zu verstehen sind, beschreibt der Leiter des Amtes für Jugendarbeit¹⁴ wie folgt: „Jugendarbeit hat allgemein klar auch präventiven Charakter. Jugendzentren oder auch Jugendorganisationen sind aber nicht die Feuerwehr, die dann gerufen werden kann, wenn es brennt. [...]

Uns geht es mehr um Strategien der Problemvermeidung als um Arbeit mit Problemgruppen, die nach weit verbreiteter Meinung dann einsetzen sollte, wenn Jugendliche bzw. junge Erwachsene in hinreichender Quantität auffällig geworden sind.

Was wir brauchen ist die Entwicklung von Konzepten für sozialräumlich verankerte, präventiv und partizipativ ausgerichtete Breitenarbeit mit Kindern und Jugendlichen. Das ist die Stärke der Jugendarbeit, die gilt es hinreichend und nachhaltig zu fördern.“

¹⁴ Amt für Jugendarbeit, Bozen, Email: nothdurfter@provinz.bz.it

7.5.1. Projekte und Programme der Jugendarbeit mit präventivem Bezug Euroyouth: Das Projekt verbindet künstlerische Gestaltung mit Empowerment und die in Europa noch wenig bekannte Methode des „Art based empowerment“. Es handelt sich dabei um ein Kooperationsprojekt zwischen Jugendarbeit und FachpräventionistInnen. Dabei wird in dreitägigen Trainings mit Jugendlichen aus Jugendzentren mit dem peer education Ansatz gearbeitet. Dieses Projekt, das im Rahmen eines Pilots von Euronet durchgeführt worden ist, wird weitergeführt.

Bever de massa: ist eine Aktion der ladinischen Jugendgruppen, die über ein ganzes Jahr in einer lokalen Zeitung immer an der gleichen Stelle ein Din A5 Inserat geschaltet haben mit dem Foto eines Jugendlichen und mit dem Satz „Bever de massa“. Mit den 55 Inseraten wird am Ende der Kampagne ein Plakat gestaltet.

Jugendwochen zu den Themen Alkohol und Nikotin sind ebenso Standardprojekte, die immer wieder in verschiedenen Gemeinden mit einem unterschiedlich (auch methodisch) vielfältigem Programm organisiert werden.

Vorträge, Podiumsdiskussionen für Jugendliche und/oder Eltern, Regionaltagungen, Workshops, die Produktion von Filmen, für das lokale Fernsehen bzw. für die Bildungsarbeit u.ä.m. gehören ebenso zu den Angeboten, die von Jugendorganisationen und Jugendzentren regelmäßig gemacht werden.

Saufen, rauchen, kiffen, Pillen schmeißen...¹⁵

Über das Jugendhaus Kassianeum (Brixen) sollen ehrenamtliche und hauptamtliche JugendarbeiterInnen verstärkt fit gemacht werden für die Präventionsarbeit in Jugendzentren (Beispiel aus dem Seminarprogramm 03/04):

Das Kursziel ist das Erlernen der Grundtechniken der motivierenden Gesprächsführung. Die Praxis hat gezeigt, dass „Probierer“ von Suchtmitteln wie Alkohol, Tabak und Haschisch ihr Problemverhalten auch ohne fremde Hilfe verändern. Oft genügt dabei ein motivierender Anstoß.

Das Projekt SPOIZ (CH)

Das Projekt (www.jubla.zueri.ch) wird von den großen Jugendverbänden (Junge Kirche, Blaukreuz, Blauring, CVJM, Guttemplerjugend, Naturfreunde, Naturisten, Pfadfinder,

¹⁵ Projektname (Anm. WK,MZ)

Sportvereine) getragen und ist ein Teil eines nationalen Projektes mit dem Namen Voilà. Ziel ist es, Suchtprävention zum Thema in Jugendlagern zu machen. Beispielsweise werden Workshops mit Titel ausgeschrieben: Zigi, Joint und Alk, vom richtigen Umgang mit Substanzen im Gruppen, -Schar- oder Abteilungsleben.

Gewalt- und Suchtprävention in Kinder- und Jugendheimen (www.infoset.ch)

Unter dem Label fil rouge initiierte das BAG (Bundesamt für Gesundheit) in allen Regionen der Schweiz ein Projekt zur strukturellen Prävention in Jugendheimen. Heime mit und ohne integrierter Schule wurden in ein Netzwerk eingebunden und deren MitarbeiterInnen durch Fachkräfte der Prävention qualifiziert. Das Ziel dieses Netzwerkes ist es, in allen Heimen Strukturen zu schaffen, die Prävention (Gewalt, Sucht, HIV, sexueller Missbrauch) in verbindlicher Form thematisieren.

Femmetische ein Emigrantinnenprojekt (CH,D,A)

Unter dem Markennamen „Femmetische“ zeichnet ein Projekt, das in der Art von Tupperware Partys bei Emigrantinnen Prävention anbietet. Integriert in Femmetische sind Jugendliche aus der Zielgruppe, die selbst gedrehte Videos als Anspielfilme produzieren.

Prävention von sexuellen Übergriffen in Sportclubs (CH)

Ein Projekt, welches versucht, die tabuisierte Problematik von sexuellen Übergriffen in Sportclubs und Vereinen zu thematisieren ist „Mira – Prävention von sexuellen Übergriffen“ (www.mira.ch).

Dieses Projekt hat als Zielgruppe Vereine, die in Gemeinden und Städten mit Jugendlichen arbeiten. Das Vorgehen besteht in vier Schritten:

- Eine erste Weiterbildung für die Verantwortlichen und MultiplikatorInnen aus den Vereinen
- Die Planung und Umsetzung möglicher Maßnahmen in den Organisationen
- Eine zweite Weiterbildung mit Reflexion über das Erreichte und Planung weiterer Schritte
- Eine öffentliche Veranstaltung, wo die Vereine den Eltern und der Bevölkerung in einem Quartier/Gemeinde aufzeigen wie sie arbeiten und welche Maßnahmen sie zum Schutz vor sexueller Ausbeutung im Verein umsetzen.

Streetwork

In vielen Städten Mitteleuropas finden sich, meist unter dem Label „streetwork“, Gassenarbeitsprojekte im Sinne aufsuchender Jugendarbeit mit dem Ziel, konsumierende Risikojugendliche in den Bereichen Missbrauch von Psychoaktiven Substanzen, Gewaltphänomenen, Sexualverhalten direkt am Ort des Geschehens zu begleiten und zu stützen. Eine neue Tendenz ist es, diese Prävention und Beratung, nicht nur in Jugendtreffs und Jugendhäusern, sondern auch in kleinen und kleinsten Clubs anzubieten. In Verbindung mit diesen Beratungsangeboten wird nicht selten auch ein „Drugcheckin“ durchgeführt.

7.6. Zu erwartende neue Entwicklungen

In der präventiven Jugendarbeit sind auch Defizite auszumachen. So ist im Bereich HIV/AIDS durch neuere epidemiologische Studien in mehreren europäischen Ländern bekannt, dass der Kondomgebrauch bei jungen Männern zunehmend als „uncool“ gilt. Obwohl das Problem erkannt ist, sind zwar erste, meist staatliche Informationskampagnen angelaufen. Innovative Projekte seitens der Jugendarbeit und Prävention, die den Umgang mit Kondomen, anderen Schutzmöglichkeiten, aber auch einen neu reflektierten Umgang mit der eigenen Person und dem Respekt dem Gegenüber kreativ propagieren, sind aber noch weitgehend ausstehend.

Dabei sind besonders die neuen Erkenntnisse und Erfahrungen aus dem Bereich „Risikomanagement und Risikooptimierung“ von Bedeutung.

Eine weitere Erkenntnis, die aus von der Forschung¹⁶ begleiteten Praxisprojekten für gefährdete Jugendliche gewonnen wurde, zeigt eine massive Zunahme der depressiven Erkrankungen, welche nicht selten mit Konsum von verschiedenen Substanzen (Kokain, Ritalin, Alkohol) als Mittel der „Selbstbehandlung“ einhergehen. Hier wäre nicht Suchtprävention, sondern die adäquate Therapie der individuellen und sozialen Ursachen das Mittel der Wahl¹⁷.

¹⁶ In einer im Rahmen des Sekundärprojektes www.supra-f.ch durchgeführten Multizenterstudie, welche die Auswirkungen der durchgeführten Interventionen untersucht, zeigen sich Hinweise, dass sich hinter einem problematischen Substanzkonsum ein depressives Geschehen verbergen kann.

¹⁷ So ist bei Untersuchungen ein deutlicher Anstieg des Risikos, an einer schweren Depression zu erkranken, festgestellt worden. Dieses Risiko hat sich beispielsweise in Paris binnen 10 Jahren verdreifacht. Behandelt werden sollten nicht ausschließlich die Symptome der Depression, sondern deren Ursachen. Vgl. Cross-National Collaborating Group: The changing rate of major depression. JAMA 268 (Bd.21), 3008 - 3105.

8. Maßnahmenkatalog

Walter Kern, Gerald Koller, Manfred Zentner

8.1. Strukturelle Maßnahmen

Um in Zukunft präventive Jugendarbeit auf der Basis einer verstärkten Zusammenarbeit von außerschulischer Jugendarbeit und Präventionsstellen durchführen zu können, bedarf es grundlegender struktureller Änderungen in mehreren Bereichen. Diese Änderungen müssen sowohl innerhalb der außerschulischen Jugendarbeit als auch in der Präventionsarbeit stattfinden; sie müssen aber auch von Seiten der Jugendpolitik auf Bundes-, Landes- und Gemeindeebene mitgetragen und unterstützt werden.

8.1.1. Ausbildung und Qualifizierung

Auf Seiten der außerschulischen Jugendarbeit muss das Bewusstsein für die Notwendigkeit präventiven Handelns gefestigt werden, was auf hauptamtlicher Ebene bereits im Rahmen der für die JugendarbeiterInnen notwendigen Grundausbildungen erreicht werden sollte.

Eine wesentliche Forderung ist daher, in sämtlichen Grundausbildungslehrgängen zur außerschulischen Jugendarbeit – gleich ob auf Landes- oder auf Verbandsebene – dem Aspekt der Prävention verpflichtend Platz einzuräumen: In einem solchen Ausbildungsmodul sollen

- die Grundlagen präventiver Arbeit, also eine theoretische Basis, ebenso wie
- Methodenlehre, aber auch
- Information über vorhandene Präventionsangebote, vermittelt werden.

Im Rahmen der Qualifizierungsmaßnahmen für ehrenamtliche JugendarbeiterInnen ist darauf zu achten, dass ebenfalls die Grundlagen präventiver Jugendarbeit vermittelt werden sollten. Die Einrichtungen der außerschulischen Jugendarbeit sind daher dahingehend anzuregen, ihren MitarbeiterInnen dementsprechende Qualifizierungsmaßnahmen anzubieten. Eine Unterstützung von Seiten der Jugendpolitik (auf Landes- wie auch auf Bundesebene) bei diesem Vorhaben ist wünschenswert. Diese kann in Form einer finanziellen Unterstützung beim Besuch von Fortbildungsveranstaltungen, aber auch durch das Bereitstellen von Informationsmaterialien erfolgen.

8.1.2. Strukturpolitische Rahmenbedingungen

Für eine wirksame präventive Jugendarbeit ist Engagement und Wissen der JugendarbeiterInnen allein nicht ausreichend. Vielfach fühlen sich JugendarbeiterInnen mit den an sie gestellten Anforderungen überlastet, was in erster Linie auf mangelnde Ressourcen zurückzuführen ist.

Um präventiv in der außerschulischen Jugendarbeit tätig sein zu können, ist es zunächst notwendig, entsprechende Rahmenbedingungen für außerschulische Jugendarbeit zu schaffen.

Oftmals sind die einzelnen JugendarbeiterInnen mit einer Fülle verwaltungstechnischer Aufgaben betraut, die sie neben der Arbeit mit Jugendlichen bewältigen müssen. Dies trifft sowohl für haupt- als auch für nebenamtliche JugendarbeiterInnen zu. Für beide Personengruppen kann daraus eine Überforderung entstehen, die auf die Qualität der außerschulischen Jugendarbeit zurückwirken kann. Es ist daher darauf zu achten, die Einrichtungen der außerschulischen Jugendarbeit durch personelle und finanzielle Ressourcen so auszustatten, dass ein Mindestmaß an Qualität in der außerschulischen Jugendarbeit gesichert ist. Dabei ist besonders darauf zu achten, dass den Jugendlichen – als Zielgruppe der außerschulischen Jugendarbeit – genügend Zeit für die Inanspruchnahme der Angebote zur Verfügung gestellt wird.

Zu einer Verbesserung der strukturpolitischen Rahmenbedingungen gehört auch die Unterstützung durch lokale EntscheidungsträgerInnen. Es ist durchaus auch Aufgabe der außerschulischen Jugendarbeit und ihrer MitarbeiterInnen, die Notwendigkeit ihrer Arbeit darzustellen. Allerdings müssen dafür zumindest die zeitlichen Ressourcen zur Verfügung stehen.

Da Prävention Aufgabe aller Einrichtungen des öffentlichen Lebens ist, muss die außerschulische Jugendarbeit in ihrem Bemühen um präventives Handeln auch von anderen Einrichtungen unterstützt werden.

8.1.3. Kooperation außerschulischer Jugendarbeit und Präventionsstellen

Bislang bestehen wenige Modelle für gelungene Kooperationen zwischen Präventionsstellen und Einrichtungen der außerschulischen Jugendarbeit. Diese lassen sich meist auf Tätigkeiten einzelner Personen, die aufgrund ihrer persönlichen Geschichte über Kontakte verfügen, zurückführen (vgl. Kapitel 5).

Das Wissen über die Bedürfnisse der außerschulischen Jugendarbeit einerseits und die Angebote der Präventionseinrichtungen andererseits ist zu gering, um sofort eine

Zusammenarbeit zu initiieren. Derzeit werden die gegenseitigen Vorstellungen vorrangig durch Annahmen und „Vorurteile“ bestimmt, was eine Kooperation erschwert. Um dieses Defizit auszugleichen ist es notwendig, beide Seiten – außerschulische Jugendarbeit und Präventionseinrichtungen – miteinander in Kontakt zu bringen und gegenseitige Information auf derselben Ebene zu ermöglichen. Es darf nicht den Anschein haben, dass die außerschulische Jugendarbeit als „Bittsteller“ der Präventionsarbeit gegenübertritt.

JugendarbeiterInnen und MitarbeiterInnen von Präventionseinrichtungen sind als ExpertInnen ihrer jeweiligen Arbeitsfelder anzusehen und müssen daher in einer Kooperation auf derselben Ebene miteinander verkehren können.

Zur Herstellung eines Erstkontakts und zur Schaffung dieser gemeinsamen Basis werden Koordinationseinrichtungen vorgeschlagen, die auf Bezirks- oder Regionenebene Kontakte zwischen außerschulischer Jugendarbeit und Präventionseinrichtungen herstellen resp. vertiefen können.

Diese regionalen Strukturen müssen nicht unbedingt neu geschaffen werden; möglicherweise bestehende Einrichtungen, die bereits jetzt mit dieser Aufgabe betraut sind, sollen jedoch dazu aufgefordert – und dabei unterstützt – werden, ihre Aufgabe besser zu erfüllen. Dazu gehören in einem ersten Schritt eine Verbesserung der Öffentlichkeitsarbeit, die es ermöglichen soll, dass Einrichtungen der außerschulischen Jugendarbeit ebenso vom Vorhandensein dieser Koordinationseinrichtungen unterrichtet sind wie Einrichtungen der Präventionsarbeit.

- Neben der Initiierung von Kontakten zwischen der außerschulischen Jugendarbeit und der Präventionsarbeit sollten auch Kontakte zu Einrichtungen der Elternarbeit hergestellt werden.
- Außerdem besteht die Aufgabe der Koordinationsstellen auch darin, durch Einbeziehung der regionalen Jugendpolitik strukturelle Unterstützung präventiver Jugendarbeit zu ermöglichen.
- Eine Verbesserung präventiver Arbeit im Rahmen außerschulischer Jugendarbeit soll in einem weiteren Schritt durch die Etablierung von Netzwerken – ebenfalls durch die Koordinationsstellen – zwischen Einrichtungen der Präventionsarbeit, der außerschulischen Jugendarbeit, der Elternarbeit und der regionalen Jugendpolitik gewährleistet werden.

8.1.4. Nachhaltigkeit

Es ist ein erklärtes Anliegen der Präventionsarbeit, dass ihre Anstrengungen Nachhaltigkeit zeigen sollen; daher zieht sie längerfristige Projekte punktuellen Maßnahmen vor. Um dieses Anliegen auch in der außerschulischen Jugendarbeit umzusetzen, ist bei einer Förderung von Projekten in der präventiven Jugendarbeit darauf zu achten, dass diese nicht einmalige Aktionen darstellen.

Einer Förderung von Projekten, die eine Vertiefung und Verbreitung von "models of good practice" ermöglichen, ist daher der Vorzug vor der Beschränkung der Förderungen einzig von Pilotprojekten zu geben.

Daher ist es notwendig, nach einer positiven Evaluierung von Projekten, weiterführende Maßnahmen derselben Jugendeinrichtung oder auch anderer Einrichtungen der außerschulischen Jugendarbeit in derselben Region zu unterstützen.

8.2. Zentrale Inhalte präventiver Arbeit

Die Vorschläge in diesem Abschnitt richten sich in erster Linie an die Präventions- und die Jugendarbeit, jedoch kann auch die Jugendpolitik durch zielgerichtete Förderungen von Projekten die Entwicklung unterstützen und vorantreiben.

8.2.1. Umfassende Gesundheit – ein Thema für die Jugendarbeit

Wie bereits im Theorieteil dieser Arbeit dokumentiert, ist Jugendarbeit nicht nur ein Handlungsgebiet für präventive Maßnahmen, sondern in noch höherem Maße Setting für Gesundheitsförderung (vgl. Kapitel 1, 4 und 5). Viele der von der Jugendarbeit entwickelten Handlungsziele decken sich mit gesellschaftlichen Maßnahmen, die Gesundheit im psychischen, physischen, sozialen, spirituellen, kulturellen, ökonomischen und ökologischen Sinne als lebenslangen und umfassenden Balanceprozess fördern wollen. Zentraler Inhalt in der Arbeit mit Jugendlichen kann also die Auseinandersetzung mit einer solchen umfassenden Gesundheit und den dafür notwendigen Kompetenzen und Rahmenbedingungen sein. Die in diesem Bericht vorgelegten Ergebnisse aus der Lebensweltforschung 10- bis 30jähriger Österreicherinnen und Österreicher (vgl. Kapitel 6) zeigen, dass der Begriff „Gesundheit“ noch immer vorrangig mit Krankheitsproblemen resp. deren Nichtvorhandensein assoziiert wird. Bezugnahmen zu individuellen Zugängen und strukturellen Rahmenbedingungen fehlen weitgehend. Hier besteht Bildungsbedarf, der sowohl im schulischen als auch im außerschulischen Feld – auch durch gezielte PR-Maßnahmen – befriedigt werden sollte.

8.2.2. Anerkennung als zentrales Präventionsthema

Durch alle fachspezifischen Präventionsfelder zieht sich der Begriff der „Anerkennung“ – der Person und der sozialen Anerkennung verschiedener Lebensstile sowie auch gesellschaftlicher Randgruppen. Die Entwicklung von Selbstwert und von sozialer Kompetenz sind indessen auch zentrale Ziele der Jugendarbeit. Es wird daher vorgeschlagen, Anerkennung als Leitthema für gemeinsame Maßnahmen der Jugend- und Präventionsarbeit zu positionieren.

8.2.3. Risiko als Herausforderung

Das Eingehen von Risiken sowie riskante Verhaltensweisen Jugendlicher beschäftigen JugendarbeiterInnen seit Jahrzehnten – und dies in pädagogischer, kommunikativer, wie auch rechtlicher Hinsicht. Viele der Betroffenen sehen sich damit situativ oder konstant herausgefordert. Hier bedarf es qualifizierender Angebote, damit Risikosituationen oder riskante Verhaltensweisen Jugendlicher eine Begleitung durch JugendarbeiterInnen erfahren, die nicht nur Gefahren zu vermeiden, sondern auch Kompetenzen im Umgang mit „kick“ und „thrill“ zu entwickeln hilft.

8.2.4. Depressionen: Zentrales zukünftiges Gesundheitsproblem

Nach Studien¹ der WHO (Weltgesundheitsorganisation) werden Depressionen in 20 Jahren das quantitativ größte Gesundheitsproblem bei Frauen in Europa darstellen. Und auch bei Männern werden Depressionen nach den Herz-Kreislauf-Erkrankungen an zweiter Stelle rangieren. In den letzten zehn Jahren haben Depressionen junger Menschen europaweit rapide zugenommen. Die depressive Erschöpfung wird gemeinsam mit Stresssymptomen zum größten Ursachenfeld für psycho-soziale Problementwicklungen avancieren. Hier gilt es, bereits jetzt ursachenorientiert vorzugehen und individuelle wie strukturelle Angebote zur Balance zu entwickeln (Entspannungstechniken, Auseinandersetzung mit Sinn-Fragen, strukturelle Stressreduktion). Um diese Angebote in Hinkunft schaffen zu können, bedarf es aber vorrangig intensiver Investition in Forschungsvorhaben, die Zusammenhänge zwischen gesellschaftlichen und individuellen Entwicklungen untersuchen und Vorschläge zur Prävention vorlegen.

¹ Vgl. bspw. Cross-National Collaborating Group: The changing rate of major depression. JAMA 268 (Bd.21),S.3008-3105

8.2.5. Tabuthemen diskutieren

In unserer Gesellschaft weitgehend tabuisierte Problembereiche sollten von der Jugendarbeit im Verband mit Facheinrichtungen aufgegriffen, diskutiert und kommuniziert werden. Dazu zählt der Suizid Jugendlicher, das Phänomen des Suizids im Allgemeinen, sexueller Mißbrauch, aber auch der Umgang mit Alkohol als Alltagsdroge – auch in Jugendeinrichtungen.

Ein solcher Diskurs kann und sollte auch auf struktureller Ebene geführt werden, um regionale Problemlagen, welche bspw. mangelnde Exekution des Jugendschutzes mit sich bringen, zu behandeln.

Auch mögliche negative Folgen pädagogischen Fehlverhaltens dürfen nicht verschwiegen werden: Nicht reflektiertes Vorbildwirken von in der Jugendarbeit Tätigen – das mitunter Verhaltensweisen aufweist, deren Vorbeugung eigentliches Ziel der Prävention ist – kann nur durch ehrliche und engagierte Kommunikation mit Betroffenen reduziert werden. Hier gilt es, das minimale Ziel im Rahmen pädagogischen Wirkens zu verwirklichen: In der Begleitung von Jugendlichen keinen Schaden zu verursachen.

8.2.6. Präventionsfelder, die verstärkt beachtet werden sollten

Von Seiten der Jugendarbeit besteht Interesse und Handlungsbedarf, gewaltpräventive Maßnahmen auszubauen resp. zu qualifizieren. Die befragten JugendarbeiterInnen folgen hier einem aktuellen gesellschaftspolitischen Trend.

Etwas weniger Interesse wird Problemfeldern wie sexuellem Missbrauch, problematischem Essverhalten oder der Zugehörigkeit zu sogenannten Sekten entgegen gebracht – interessanterweise geben auch die in diesen Bereichen tätigen Fachkräfte an, kaum Kontakt zur außerschulischen Jugendarbeit zu haben.

Hier gilt es vor möglichen Maßnahmen zuerst für die genannten Themenfelder zu sensibilisieren und Kontakte zwischen Jugendarbeit und Präventionseinrichtungen herzustellen.

8.3. Methoden präventiver Arbeit

Die in der präventiven Jugendarbeit eingesetzten Methoden sind nicht primär einzigartig und keine Ausnahmerecheinungen in der außerschulischen Jugendarbeit. Vielmehr ist eine Reihe von allgemein akzeptierten und regelmäßig angewandten Methoden der außerschulischen Jugendarbeit auch in der präventiven außerschulischen Jugendarbeit

anwendbar (wie beispielsweise Erlebnispädagogik, Kreativitätstraining, Theatersport, Outdoor-Pädagogik, Selbstsicherheitstraining, peer involvement Ansätze etc.).

Als „präventiv“ ist eine Methode jedoch nur dann anzusehen, wenn sie mit präventiven Zielen verbunden ist.²

8.3.1. Methodenvielfalt

Es ist ein Wunsch der JugendarbeiterInnen einen Methodenkatalog für präventive Jugendarbeit zur Verfügung zu haben. Die Methoden, die hier genannt werden sollten, kennen die JugendarbeiterInnen in den meisten Fällen aber bereits.

Es ist daher nicht ein Methodenkatalog zielführend, sondern vielmehr die Schaffung des Bewusstseins, dass bekannte Methoden im Rahmen präventiver Arbeit anwendbar sind. Daher ist vorrangig bei Qualifizierungsmaßnahmen zum Erlernen diverser Methoden der außerschulischen Jugendarbeit auf deren Anwendbarkeit im präventiven Bereich hinzuweisen. (vgl. Kapitel 8.5 Qualifizierungsmaßnahmen)

8.3.2. Peer group education

Der Ansatz der peer group education im Rahmen präventiver Jugendarbeit basiert auf der Tatsache, dass Jugendliche in ihren peers primäre Ansprechpersonen für persönliche Anliegen sehen. Dabei wählen die Jugendlichen selbst und bewusst die jeweiligen ExpertInnen für bestimmte Fragestellungen aus. Daher ist im Rahmen einer Qualifizierung von Jugendlichen bei der peer group education darauf zu achten, dass keine „außergewöhnlichen Personen“ kreiert werden. Die Jugendlichen müssen trotz Training weiterhin in ihrer peer group als gleichwertig akzeptiert bleiben. Es ist außerdem zu berücksichtigen, dass nach erfolgtem Training die peers weiter unterstützt werden. Ihr Erscheinungsbild und ihr Auftreten müssen nach wie vor eine niederschwellige Kontaktnahme ermöglichen.

Der Einsatz von peer group education im Rahmen der präventiven außerschulischen Jugendarbeit kann deshalb nicht innerhalb eines kurzfristigen Projekts stattfinden, sondern bedarf ständiger Betreuung der eingesetzten peers.

Bei der Förderung von Projekten, die peer group education beinhalten, ist darauf speziell zu achten.

² In der quantitativen Erhebung zeigte sich ein starkes Auftreten von peer involvement Ansätzen in der außerschulischen Jugendarbeit. Gleichzeitig führen nicht alle Einrichtungen der außerschulischen Jugendarbeit, die solche Ansätze verfolgen, an, präventiv tätig zu sein. Peer

8.4. Maßnahmen zur Vermittlung von Präventionsanliegen

Im Kapitel 8.1. wurden Vorschläge zur Verbesserung der Kommunikation zwischen Einrichtungen der Präventionsarbeit und den in der Jugendarbeit Tätigen formuliert.

Das folgende Kapitel richtet nun den Fokus auf die Frage, wie Präventionsanliegen der Gesellschaft – seitens spezifischer Facheinrichtungen wie auch seitens der Jugendarbeit – an die Zielgruppen kommuniziert werden sollten, und richtet sich speziell an die außerschulische Jugendarbeit und die Präventionsarbeit.

8.4.1. Alltagsnähe

Die für diesen Bericht erhobenen Wahrnehmungen von Jugendlichen (vgl. Kapitel 6) belegen deutlich, dass Prävention als Begriff nicht verstanden wird. Auch die geringe Zahl derer, die angeben, bereits an einem Präventionsprojekt teilgenommen zu haben, muss bei der großen Anzahl solcher Projekte zu denken geben. Präventive Maßnahmen dürften also in der Regel zu hochschwellig angesetzt sein. Zu fragen ist, ob die angebotenen Inhalte mit den gewählten Vermittlungsformen und der jeweiligen Zielgruppe kompatibel sind. Hier sind, insbesondere bei der Entwicklung von Projekten, pre-tests erforderlich.

Um mit Jugendlichen alltagsnah in Kontakt zu kommen und um nachhaltigen Bildungstransfer zu erzielen, ist es notwendig, im Vorfeld die Sprache und die Symbole der jeweiligen Zielgruppen zu verstehen und mitunter auch anwenden zu können. Dies geschieht wohl am effizientesten im Kontakt mit Jugendlichen – der sich dabei entwickelte know-how-Transfer kann bereits eine Erhöhung präventiv oder gesundheitsfördernd wirksamer Ressourcen bewirken.

8.4.2. Partizipation

Erhebungsdaten wie auch Forschungsergebnisse, die peer involvement Ansätze untersuchen, zeigen, dass präventive Maßnahmen dann am stärksten gesundheitsfördernd wirken, wenn sie nicht für die, sondern mit der jeweiligen Zielgruppe entwickelt werden. Dieses partizipative Geschehen, das bereits weiter oben als Grundbedingung für den Aufbau eines alltagsnahen Kontaktes mit Jugendlichen genannt wurde, bedarf der Entwicklung niederschwelligerer Formen der Vermittlung als sie von Fachpersonen in der Regel angeboten werden.

involvement kann sich auch darauf beschränken, dass Informationen über Freizeitangebote oder „Beratung“ über PC-Anwendungen gegeben werden.

8.4.3. Niederschwellige Vermittlungsformen

Die Alltagsnähe der Vermittlung sichert nachhaltige Anwendung der erworbenen Kompetenzen – insbesondere Jugendliche geben Kompetenzen zur Lebensgestaltung im gemeinsamen sozialen Alltag der peer group weiter. Peer group education ist daher nicht nur ein methodischer Weg der Präventions- und Jugendarbeit, sondern vielmehr jugendliches Alltagsgeschehen. In peer group Projekten, die von Erwachsenen ins Leben gerufen werden, sollte daher die ehestmögliche Übergabe der weiteren Entwicklung an Jugendliche vorgesehen und der grassroot-Effekt als Vermittlungsmethode gewählt werden. Dieser sieht eine alltagsnahe und situationsgerechte Vermittlung präventiver oder gesundheitsfördernder Inhalte zwischen den Jugendlichen vor, der keine pädagogische Sondersituation schafft, welche der Gruppe in ihrem alltäglichen Kommunikationsverhalten letztlich fremd ist (z.B. Vorträge, Workshops). In diesem Zusammenhang kann es auch hilfreich sein, bestehende soziale Settings wie z.B. Feste für die Vermittlung präventiver oder gesundheitsfördernder Anliegen zu nutzen.

8.4.4. Vorbild

Von Seiten der JugendarbeiterInnen ist insbesondere Authentizität gefordert, was den Umgang mit präventionsrelevanten Lebensbereichen betrifft. Die Vorbildwirkung gleichaltriger peers wie auch begleitender Erwachsener gilt als die intensivste motivierende Dynamik für nachahmendes Verhalten Jugendlicher.

8.4.5. Zielgruppenspezifische Ansätze

Mitglieder verschiedener Ethnien brauchen ebenso pädagogische Herangehensweisen, die ihre jeweilige Kultur berücksichtigen, wie Mädchen und Burschen geschlechtsspezifische Sensibilität, wenn es um Fragen der Lebensgestaltung, insbesondere um den Aspekt der Prävention geht.

Hier wird vorgeschlagen, einen Katalog von „models of good practice“ zu erstellen und zu kommunizieren.

8.4.6. Neue Kooperationen

Um Themen der Lebensgestaltung alltagsnah kommunizieren zu können, bedarf es – in Hinkunft vielleicht sogar in vermehrtem Maße – der Kooperation mit Anbietern von Produkten, die Jugendliche und ihre spezifischen Interessen erreichen und bei ihnen Interesse hervorrufen. Hier sollten in Zukunft neue Kooperationen zwischen Jugendarbeit,

Prävention und Wirtschaft angedacht werden. Von Seiten der Jugend- und Präventionsarbeit ist es dazu notwendig, in einem ersten Brainstorming Mehrwertinteressen zu orten, die durch solche Kooperationen befriedigt werden können und damit zu einer win-win-Situation für alle Seiten führen. Vor allem etablierte Jugendkarten der Banken, aber auch die europäische Jugendkarte EURO<26 könnten Träger solcher Initiativen sein, die wirtschaftliches Interesse mit gesundheits- und jugendpolitischen Anliegen verknüpfen können. Solche Initiativen sind insbesondere dort anzustreben, wo Zielgruppen auf keinem der klassischen Wege erreicht werden können.

8.5. Qualifizierungsmaßnahmen

Prävention in der Jugendarbeit bedeutet, dass die außerschulische Jugendarbeit eine Plattform zur Durchführung präventiver Arbeit durch PräventionsexpertInnen zur Verfügung stellt. Damit diese Arbeit wirksam sein kann, braucht es grundlegende Kenntnisse über Prävention auf Seiten der JugendarbeiterInnen – auch wenn diese nicht selbst die präventiven Projekte durchführen, sondern „nur“ die fördernden Rahmenbedingungen schaffen müssen.

Präventive Jugendarbeit bedarf weiterer Qualifizierungen der JugendarbeiterInnen, um durch sie entsprechend eigenständig geleistet zu werden.

Sämtliche Qualifizierungsmaßnahmen – ob im Rahmen einer Grundausbildung einer/s Jugendarbeiters/in oder als Weiterbildungsangebot – müssen zielgruppenspezifisch den Bedürfnissen der JugendarbeiterInnen angepasst sein.

Die Bedürfnisse der verschiedenen JugendarbeiterInnen im städtischen und ländlichen Bereich sowie in der verbandlichen und offenen Jugendarbeit sind höchst unterschiedlich. Diesen Unterschieden ist in der Angebotsgestaltung Rechnung zu tragen. Die Anbieter von Qualifizierungsmaßnahmen sind daher angehalten, die Rahmenbedingungen außerschulischer Jugendarbeit kennenzulernen und diese bei ihren Weiterbildungsangeboten zu berücksichtigen.

- Bei Qualifizierungsangeboten ist auch auf eine Trennung zwischen AnfängerInnen und Fortgeschrittenen zu achten: Während AnfängerInnen im Bereich präventiver Jugendarbeit die theoretischen Grundlagen der präventiven Praxis sowie Faktenwissen vermittelt werden müssen, sind „Profis“ an Neuem (z.B. Trends in der Präventionsarbeit, rechtliche Neuerungen, neue Medien) interessiert.
- In Zusammenarbeit mit einer Koordinationsstelle (vgl. Kapitel 8.1. „Strukturelle Maßnahmen“) sollten regional adaptierte Angebote für Qualifizierung erstellt werden;

auch auf individuellen Wunsch, das heißt auf gezielte Nachfrage örtlicher JugendarbeiterInnen.

- Die Fort- und Weiterbildung soll intra- und interprofessionell modular aufgebaut sein.
- Das inhaltliche Rahmenprogramm (Kerncurriculum) soll durch eine ExpertInnengruppe periodisch neu definiert werden.
- Die Inhalte sollen, wenn möglich auf wissenschaftlicher Basis, praxisnah das Berufs- und Praxisfeld abbilden
- Besonders sollen dabei die Bedürfnisse von Personen ohne tertiäre Ausbildung berücksichtigt werden.
- Das Weiterbildungsprogramm soll bei anerkannten Bildungseinrichtungen dezentral angesiedelt werden.
- Die Weiterbildungsangebote sollen evaluiert werden.
- Die Form der Qualifizierungsmaßnahmen muss die Teilnahme sowohl ehrenamtlicher als auch hauptamtlicher JugendarbeiterInnen ermöglichen. Daher sind nieder-, mittel- und hochschwellige Angebote in Form von Halbtagsseminaren, zwei- bis dreitägigen Workshops oder längerfristigen Lehrgängen gefragt.
- Die Absolvierung eines Lehrgangs sollte mit einer Bestätigung verbunden sein, die im Rahmen der außerschulischen Jugendarbeit anerkannt ist. Dazu ist eine Bewertung des Lehrgangs von Seiten der Jugendpolitik notwendig. Die Gültigkeit der Qualifikation sollte zeitlich begrenzt sein, um JugendarbeiterInnen Anreiz zur laufenden Weiterbildung zu geben, durch die dann auch eine Aktualisierung der Qualifikation gewährleistet wird. Dadurch kann garantiert werden, dass aktuelle Trends der Präventionsarbeit in der präventiven Jugendarbeit Berücksichtigung finden.
- Inhalte der Qualifizierungsmaßnahmen in bezug auf präventive Arbeit für JugendarbeiterInnen:
 - Theorie und Praxis der Prävention und Gesundheitsförderung
 - Methoden und Inhalte der Prävention
 - Vermittlung für die Praxis relevanter Forschungsdaten
 - Information über vorhandene Präventionseinrichtungen – regional sowie landes- und bundesweit
 - Vermittlungsmaßnahmen präventiver Inhalte
 - Aufzeigen der Möglichkeiten zur Anwendung der in der außerschulischen Jugendarbeit ohnehin zum Einsatz kommenden Methoden für gezielt präventive Jugendarbeit (speziell freizeit- und erlebnispädagogische Methoden,

Beteiligung Jugendlicher – peer involvement –, Kreativitätstraining, Theatersport, Outdoor-Pädagogik, Selbstsicherheitstraining)

Die Qualifizierungsmaßnahmen sind idealerweise in vorhandene Ausbildungsschemata für JugendarbeiterInnen zu implementieren, müssen jedoch auch eigenständig absolvierbar sein. Gegebenenfalls ist die Erlernung oben genannter Methoden der außerschulischen Jugendarbeit einzubeziehen.

8.6. Kommunikationsmaßnahmen

Es ist auffallend, dass bei einigen MitarbeiterInnen der außerschulischen Jugendarbeit ein Informationsdefizit über vorhandene Präventionseinrichtungen und -angebote besteht. Es ist daher Aufgabe der verschiedenen Präventionseinrichtungen, verstärkt Öffentlichkeitsarbeit zu betreiben. Dabei müssen primär Qualifizierungsangebote publik gemacht werden. Ein erster Schritt wäre die Erstellung einer Sammlung aller vorhandenen Präventionseinrichtungen mit einer Beschreibung ihrer Angebote.

Andererseits müssen die Rahmenbedingungen und Leistungen außerschulischer Jugendarbeit publik gemacht werden, damit den PräventionsarbeiterInnen deutlich wird, welche Möglichkeiten zur Prävention in der außerschulischen Jugendarbeit zur Verfügung stehen.

Diese gegenseitige Information kann eine Kooperation zwischen außerschulischer Jugendarbeit und Präventionseinrichtungen erleichtern. (vgl. Kapitel 8.1. Strukturelle Maßnahmen)

8.6.1. Kommunikation von Qualifizierungsmaßnahmen

Vor allem Weiterbildungsangebote, die von den MitarbeiterInnen der außerschulischen Jugendarbeit gesucht werden, sind zu wenig bekannt. Anbieter von Qualifizierungsmaßnahmen präventiver Arbeit müssen verstärkt an die außerschulische Jugendarbeit herantreten. Eine Möglichkeit dazu besteht in einer Einbindung ihrer Weiterbildungsangebote in die bekannten der Landesjugendreferate oder des BMSG.

Für die Akzeptanz der Anbieter von Qualifizierungsmaßnahmen ist eine Zertifizierung derselben durch die Jugendpolitik – auf Landes- und/oder Bundesebene – anzustreben.

Um ehrenamtliche JugendarbeiterInnen ansprechen zu können, ist eine Zusammenarbeit der Weiterbildungsanbieter mit den jeweiligen Landes- und Bundesorganisationen der außerschulischen Jugendarbeit hilfreich: Für ehrenamtliche JugendarbeiterInnen sind ihre Landesorganisationen meist die direkten Ansprechinstitutionen bei Fragen in bezug auf

Weiterbildung. Einen derartig niederschweligen Zugang bieten andere Stellen für sie nicht an. Eine Empfehlung durch die Landes- oder Bundesorganisation für eine bestimmte Qualifizierungsmaßnahme wirkt daher vertrauenswürdiger als Angebote, die durch andere Stellen (Landesjugendreferate, Ministerien, Präventionsstellen) an sie herangetragen werden.

8.7. Förderkriterien

Zur Förderung von präventiven Projekten müssen Qualitätsstandards festgelegt werden, die die jeweiligen Projekte der außerschulischen Jugendarbeit erfüllen sollten.

Diese Richtlinien müssen neben einer genauen Projektbeschreibung, Kalkulation und Dokumentation auch Kriterien beinhalten, die die Qualität der präventiven Arbeit sichern. Beispielsweise kann dies durch Qualifizierungsmaßnahmen für JugendarbeiterInnen oder auch für Jugendliche, die an dem Projekt teilnehmen, gewährleistet werden. Denkbar wäre es auch, Förderungen an bereits vorhandene Qualifikationen von JugendarbeiterInnen im Rahmen präventiver Jugendarbeit zu knüpfen, wobei darauf zu achten wäre, dass die Möglichkeit zum Erwerb derartiger Fähigkeiten den JugendarbeiterInnen auch gegeben ist.

Ein weiteres Förderkriterium könnte in der Vermittelbarkeit der Projektinhalte für den Einsatz in anderen Jugendorganisationen bestehen, die eine Vertiefung und/oder Verbreiterung im Sinne der Nachhaltigkeit, ermöglicht.

Evaluation der Projekte muss ein wesentliches Förderkriterium darstellen, wobei die Zielsetzungen von den Projektbetreibern selbstbestimmt – nicht von den Geldgebern (d.h. fremdbestimmt) – sein sollten.

Eine Einordnung des Projekts in primäre, sekundäre oder tertiäre Prävention darf kein Kriterium für Förderungen darstellen, da der Großteil der Projekte verschiedene Ebenen präventiven Handelns berührt, und daher nicht eindeutig zuzuordnen ist.

Zur Erstellung solcher Förderkriterien sollte vom BMSG eine Arbeitsgruppe eingesetzt werden, die aus PräventionsexpertInnen und auch aus VertreterInnen der außerschulischen Jugendarbeit besteht. Dadurch soll gewährleistet werden, dass Kriterien, die den Rahmenbedingungen der außerschulischen Jugendarbeit nicht Rechnung tragen, ausgeklammert werden.

Literatur

- Antonovsky, A. *Unraveling The Mystery of Health – How People Manage Stress and Stay Well*, London, 1988
- Antonovsky, Aaron: *Salutogenese: Zur Entmystifizierung der Gesundheit*. Dt. erweiterte Herausgabe von Alexa Franke, Tübingen, 1997.
- Bandura, Bernhard: *Gesundheitsförderung und Prävention aus soziologischer Sicht*. In: Paulus, Peter (Hrsg.): *Prävention und Gesundheitsförderung. Perspektiven für die psychosoziale Praxis*, Köln, 1992, 43-45.
- Bandura, Bernhard (1993): *Gesundheitsförderung durch Arbeits- und Organisationsgestaltung. Die Sicht des Gesundheitswissenschaftlers*, In: Pelikan, Jürgen (Hrsg.): *Gesundheitsförderung durch Organisationsentwicklung*, Weinheim und München, 1993.
- Bauch, Jost: *Peer-Education und Peer-Involvement. Ein neuer Königsweg in der Gesundheitsförderung?* In: *Prävention. Zeitschrift für Gesundheitsförderung* 20 (1997), 35-37.
- Belschner, Wilfried; Müller-Doohm, Stefan: *Junge Generationen zwischen Liebe und Bedrohung. Paradoxien der Aids-Aufklärung*, Berlin, 1993.
- Bohnsack, Ralf: *Gruppendiskussion*. In: Flick, Uwe: *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Reinbek bei Hamburg, 2000, 369 – 384.
- Brinthaup, Thomas M.; Lipka, Richard P. (Hrsg.): *Changing the Self: Philosophies, Techniques, and Experiences*, New York, 1994.
- Buchmann, Marlis: *Konformität und Abweichung im Jugendalter: eine empirische Untersuchung zur Biographie- und Identitätsentwicklung und abweichendem Verhalten Jugendlicher*, Zürich, 1985.
- Caplan, Gerald: *Principles of preventive psychiatry*, New York, 1964
- Cross-National Collaborating Group: *The changing rate of major depression*. *JAMA* 268 (Bd.21), 3008 - 3105.
- David, Matthias (Hrsg.): *Migration und Gesundheit. Zustandsbeschreibung und Zukunftsmodelle*, Frankfurt/Main, 1998.
- Deutsche Shell (Hrsg.): *Jugend 2000*, Opladen, 2000
- Dobler-Mikola, Anna; von Massenbach, Kai; Müller, Verena: *euro peers – Wege zur Lebenskompetenz. Bericht einer praxisnahen Evaluation*. In: LWL (Hrsg.): *euro peers: Ein internationales Praxisprojekt zur Suchtprävention*, Münster, 1998 .
- Einwanger, Jürgen; OEAV (Hrsg.): *Risk+Fun. Risikoprävention für jugendliche SnowboarderInnen/SportkletterInnen*, Manual+Reader, Innsbruck, 2002.
- Engel, Georges L: *Die Notwendigkeit eines neuen medizinischen Modells: Eine Herausforderung der Biomedizin*. In: Keupp; Heinrich (Hrsg.): *Normalität und Abweichung*. München – Wien – Baltimore, 1979. 63-85.
- Engel, Ulrich; Hurrelmann, Klaus: *Was Jugendliche wagen. Eine Längsschnittstudie über Drogenkonsum, Stressreaktionen und Delinquenz*, Weinheim, 1994
- Europäische Länderstudien: *Zur Lage der Gesundheit von Schweizer Jugendlichen, Im Auftrag der WHO, SFA Lausanne, 2002 (noch nicht veröffentlicht)*
- Ferchhoff, Winfried: *Merkmale von Peergroups*. In: *Das Grazer Peergroup-Modell SAS*, Graz, 1996.

- Flick, Uwe: Psychologie des technisierten Alltags – Soziale Konstruktion und Repräsentation technischen Wandels in verschiedenen kulturellen Kontexten, Opladen, 1996.
- Flick, Uwe: Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek bei Hamburg, 2000.
- Flick, Uwe: Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung, Reinbek bei Hamburg, 2002.
- Franzkowiak, Peter: Geschlechtsbezogene Suchtprävention. Praxisansätze, Theorieentwicklung, Definitionen, Köln, 1998
- Friesl, Christian; Hahn, Marina; Heinzlmaier, Bernhard; Klein, Christian (Hrsg.): Erlebniswelten & Gestaltungsräume. Die Ergebnisse des „Dritten Berichts zur Lage der Jugend in Österreich“, Graz - Wien, 1999.
- Frey, Dieter; Hoyos, Carl Graf; Stahlberg, Dagmar (Hrsg.): Angewandte Psychologie: Ein Lehrbuch. Weinheim, 1992.
- Grimley, D.; Prochaska, J.O.; Velicer, W.F.; Blais, L.M: The transtheoretical model of change. in Brinthead, Thomas M.; Lipka, Richard P. (Hrsg.): Changing the Self: Philosophies, Techniques, and Experiences, New York, 1994.
- Helfferrich, Cornelia: Mädchen – Gesundheit. Risikoverhalten und Gesundheitsverhalten in der Sozialisation weiblicher Jugendlicher, Köln, 1986
- Herriger, Norbert: Empowerment und Engagement, In: Soziale Arbeit 9-10, 1996
- Hildenbrand, Bruno: Anselm Strauss. In: Flick, Uwe: Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung, Reinbek bei Hamburg, 2002, 32 – 51.
- Honer, Anne: Lebensweltanalyse in der Ethnographie. In: Flick, Uwe: Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek bei Hamburg, 2000, 194 – 213.
- Hornung, Rainer: Gesundheitspsychologie: eine neue Perspektive, Zürich, 1989.
- Hoy, Manfred; Koller, Gerald; Rögl, Nicole; Schick, Wolfgang; Tschötschel, Monika: Konzept einer Fachstelle für Suchtprävention für das Bundesland Salzburg, Salzburg, 1995
- Hurrelmann, Klaus: Sozialisation und Gesundheit. Somatische, psychische und soziale Risikofaktoren im Lebenslauf, Weinheim und München, 1988.
- Hurrelmann, Klaus: Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung, 5. Aufl., Weinheim und München, 1997
- Hurrelmann, Klaus: Gesundheitssoziologie. Eine Einführung in sozialwissenschaftliche Theorien von Krankheitsprävention und Gesundheitsförderung, 5. Aufl., Weinheim und München, 2003.
- Hurrelmann, Klaus; Laaser, Ulrich (Hrsg.): Gesundheitswissenschaften. Handbuch für Lehre, Forschung und Praxis, Weinheim und Basel, 1993.
- Institut für Sozial und Präventivmedizin der Universität Zürich (Hrsg.): Forschung und Dokumentation Nr. 7, (1993) Suchtpräventionskonzept, verfasst im Auftrag der Direktion des Gesundheitswesens des Kantons Zürich
- Jahn, Michael: Jugend und Sucht. Aufklären – Verhüten – Erkennen – Helfen, Wien, 2001.
- Kahr, Claudia: Manipulation or Participation? In : LWL (Hrsg.): euro net. Europäisches Netzwerk für praxisorientierte Suchtprävention, Münster, 1999.
- Kammerer, Bernd; Proissl, Eva: Jump In, Nürnberg, 1996.
- Kern, Walter: Grundlagen der peer-group-education. In: „Moving peers“ Dokumentation der Internat. Fachtagung, Salzburg, 1998.

- Kern, Walter: Suchtprävention und Gesundheitsförderung: Nicht das Gleiche und doch dasselbe? In laut & leise, Nr.3, Zürich, 2001.
- Keupp; Heinrich (Hrsg.): Normalität und Abweichung. München – Wien – Baltimore, 1979.
- Kickbusch, Ilona: Vom Umgang mit der Utopie. Anmerkungen zum Gesundheitsbegriff der Weltgesundheitsorganisation. In: Venth, Angela (Hrsg.): Gesundheit und Krankheit als Bildungsproblem, Bad Heilbrunn/Obb, 1987.
- Kickbusch, Ilona: Plädoyer für ein neues Denken: Muster-Chaos-Kontext. Neue Handlungsansätze in der Gesundheitsförderung. In: Paulus, Peter (Hrsg.): Prävention und Gesundheitsförderung. Perspektiven für die psychosoziale Praxis, Köln 1992.
- Kickbusch, Ilona: Praxis der Gesundheitsförderung. In: Veranstaltergemeinschaft (Hrsg.) Niedersächsische Gesundheitstage. Gemeinsam Gesundheit fördern, Osnabrück, 1993.
- Kleiber, Dieter: Gesundheitsförderung: Hintergründe, Grundauffassung, Konzepte und Probleme, Psychomed 4/4, 1992.
- Kleiber, Dieter; Pforr, Peter: Peer-involvement. Ein Ansatz zur Prävention und Gesundheitsförderung von Jugendlichen für Jugendliche, Köln, 1996.
- Klesse, Rosemarie; Sonntag, Ute; Brinkmann, Maria; Maschesky-Schneider, Ulrike: Gesundheitshandeln von Frauen. Leben zwischen Selbstlosigkeit und Selbstbewusstsein, Frankfurt, 1992.
- Kolip, Petra: Lebenslust und Wohlbefinden. Beiträge zur geschlechtsspezifischen Jugendgesundheitsforschung, Weinheim und München, 1994
- Kolip, Petra: Geschlecht und Gesundheit im Jugendalter. Die Konstruktion von Geschlechtlichkeit über somatische Kulturen, Opladen, 1997.
- Koller, Gerald: Meet the need. Guidelines for peer-group-education preventing addiction in out-of-school-youthwork, Münster, 1999.
- Koller, Gerald: Zu-Mutungen – Ein Leitfaden zur Suchtvorbeugung für Theorie und Praxis, 3. Aufl., BMUJF, Wien, 1999.
- Koller, Gerald; Wögerbauer, Georg: Leben in Bewegung. Grundlagenkonzept zur Gesundheitsförderung in Österreich, 1995.
- Künzel-Böhmer, Jutta; Bühringer, Gerhard; Janik-Konecny, Theresa: Expertise zur Primärprävention des Substanzmissbrauchs, Baden-Baden, 1993.
- Lamnek, Siegfried: Qualitative Sozialforschung. Band 2: Methoden und Techniken, Weinheim, 1995.
- Licht, Flemming: Peer group education. In: Koller, Gerald: Meet the need. Guidelines for peer-group-education preventing addiction in out-of-school-youthwork, Münster, 1999.
- LWL (Hrsg.): euro peers: Ein internationales Praxisprojekt zur Suchtprävention, Münster, 1998.
- Marschalck, Peter (Hrsg.): Migration und Gesundheit/Krankheit, Osnabrück, 2000.
- Mayring, Philipp: Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken, Weinheim/Basel, 2002.
- Noack, Paul: Jugendentwicklung im Kontext. Zum aktiven Umgang mit sozialen Entwicklungsaufgaben in der Freizeit, München, 1990.
- Paulus Peter (Hrsg.): Prävention und Gesundheitsförderung. Perspektiven für die psychosoziale Praxis, Köln, 1992.
- Pelikan, Jürgen: (Hrsg.): Gesundheitsförderung durch Organisationsentwicklung, Weinheim und München, 1993.

- Prilietensky: Empowerment in mainstream psychology, Legitimacy, obstacles, and possibilities. *Canadian Psychology*, 35, 358-375.
- Riepl, Barbara; Wintersberger, Helmut: Rahmenbedingungen und Formen politischer Jugendbeteiligung. In: Friesl, Christian; Hahn, Marina; Heinzlmaier, Bernhard; Klein, Christian (Hrsg.): *Erlebniswelten & Gestaltungsräume. Die Ergebnisse des „Dritten Berichts zur Lage der Jugend in Österreich“*, Graz - Wien, 1999, 191 – 211.
- Robbins, Alexandra; Wilner Abby: *Quarterlife Crisis. The unique challenges of life in your twenties*, New York, 2001.
- Rosenbrock, Rolf (1993): Gesundheitspolitik. In: Hurrelmann, Klaus; Laaser, Ulrich (Hrsg.): *Gesundheitswissenschaften. Handbuch für Lehre, Forschung und Praxis*, Weinheim und Basel, 1993.
- Rosenbrock, Rolf (1995) *Das Gesundheitswesen*, 3 März 1995, (WZB).
- Scheikl, Hilde: Peers and Peergroups. In: OEAV (Hrsg.): *Risk+Fun. Risikoprävention für jugendliche SnowboarderInnen/SportkletterInnen, Manual+Reader*, Innsbruck, 2002.
- Schröder; Harry: Aufgaben und Probleme der Prävention. In: Paulus; Peter (Hrsg.). *Prävention und Gesundheitsförderung. Perspektiven für die psychosoziale Praxis*, Köln, 1992.
- Settertobulte; Wolfgang: Gesundheitliche Lage und Risikoverhalten bei Jugendlichen aus Migrantenfamilien. In: Marschalck; Peter (Hrsg.): *Migration und Gesundheit/Krankheit*, Osnabrück, 2000.
- Strauss, Anselm L.: *Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*, München, 1998.
- Sturzenhecker, Benedikt; Winter, Reinhard: *Praxis der Jungenarbeit. Modelle, Methoden und Erfahrungen aus pädagogischen Arbeitsfeldern*. Weinheim und München 2002.
- Svenson, Gary et al: *Europäischer Leitfaden zu Aids-Peer Education für Jugendliche*, European Commission, Universität Lund, Schweden, 1998.
- Thole, Werner: *Kinder- und Jugendarbeit. Eine Einführung*, Weinheim und München, 2000.
- Tobler, N.: „Drug Prevention programs can work: research findings“. In: *Journal of addictive diseases* 11 (1992), 1-28.
- Uchtenhagen; Ambros: *Identifizierte Risiko- und Schutzfaktoren bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen*, Zürich, 1999 (nicht publiziert).
- Udris, Ivar : *Organisationale und personale Ressourcen der Salutogenese, Gesund bleiben trotz oder wegen Belastung?* In: Frey, Dieter; Hoyos, Carl Graf; Stahlberg, Dagmar (Hrsg.): *Angewandte Psychologie. Ein Lehrbuch*. Weinheim, 1992.
- Uhl, Alfred; Springer, Alfred: *Professionelle Suchtprävention in Österreich: Leitbildentwicklung der österreichischen Fachstellen für Suchtprävention. Im Auftrag des Bundesministeriums für soziale Sicherheit und Generationen*, Wien, 2002.
- Venth, Angela (Hrsg.): *Gesundheit und Krankheit als Bildungsproblem*, Bad Heilbrunn/Obb, 1987.
- Weltgesundheitsorganisation (WHO) (Hrsg.): *Lexicon of Alcohol and Drug Terms*, Geneva, 1994.